

1 Nachforschen

Treten in der Urzeitforschung unerwartete und spektakuläre Funde auf den Plan, liegt es in der Natur der Sache, dass zeitnah erste Bilder produziert werden, um sie einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren. Diese Bilder stehen in der Folge unter besonderer Beobachtung, denn es sind in der Regel nicht die Originalfunde, sondern ihre graphischen Reproduktionen, die im Zentrum der anschließenden Kontroversen stehen. Die Sorgfalt, mit der sie angefertigt werden, steht daher der Umsichtigkeit, die bei der schriftlichen Beschreibung der Fundstücke zum Tragen kommt, in nichts nach. Die Bilder müssen so präzise wie möglich ausfallen, um ihre Vorbilder authentisch wiederzugeben und den Ausführungen des sie begleitenden Textes nicht zu widersprechen. Und dennoch leisten sie immer mehr als die bloße Illustration der schriftlich fixierten Argumentation. Denn ihr suggestives und intentionales Potential wurde von der Urzeitforschung früh erkannt und gewinnbringend instrumentalisiert.

Ein beredtes Beispiel dafür stellen bereits jene 16 Knochenfragmente dar, die 1856 im Neandertal auftauchten. Ihre Erstbeschreibung erfolgte durch den deutschen Naturforscher, Lehrer und Fossiliensammler Johann Carl Fuhlrott und den Bonner Anatom Hermann Schaaffhausen. Zwar war Fuhlrott derjenige, der die Funde als Erster wissenschaftlich begutachten konnte,⁶² Schaaffhausen jedoch veröffentlichte die erste schriftliche und bildliche Erfassung der Objekte 1858 im *Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin* unter dem Titel *Zur Kenntniss der ältesten Rassenschädel*.⁶³ Zu den Diskussionen um das Alter der Funde und damit um die Fundsituation, darum, ob es Tier- oder Menschenknochen seien und ob man es mit einem „Rassenschädel“, d. h. einem Relikt aus der Genealogie des Menschen, zu tun haben könnte, gesellte sich seinerzeit noch ein weiterer Diskussionspunkt: nämlich die Frage, ob die auffällige Form des Schädels aus dem Neandertal natürlich entstanden sei oder eine pathologische Deformation darstelle.⁶⁴ Letzterem Thema widmet sich Schaaffhausen in seiner Schrift ausführlich und stellt gleich zu Anfang unter Berufung auf seine eigenen anatomischen Untersuchungen klar, „dass die auffallende Form dieses Schädels für eine natürliche Bildung zu halten sei, welche bisher nicht bekannt

62 Im Winter erhielten die beiden Anatomen Hermann Schaaffhausen und August Franz Josef Karl Mayer aus Bonn die Möglichkeit, die Funde einer Autopsie zu unterziehen, nachdem Carl Fuhlrott sie ihnen vorgeführt hatte. Zur genauen Fundsituation siehe: Narr / Uslar 1956 und Zängl-Kumpf 1990, S. 152 ff., sowie Fuhlrott 1865.

63 Schaaffhausen 1858.

64 Entschieden bestärkte Rudolf Virchow die Seite, die sich für eine krankhafte, individuelle Veränderung des Schädels einsetzte. Vgl. Zankl 2010, S. 24–30, besonders S. 28.

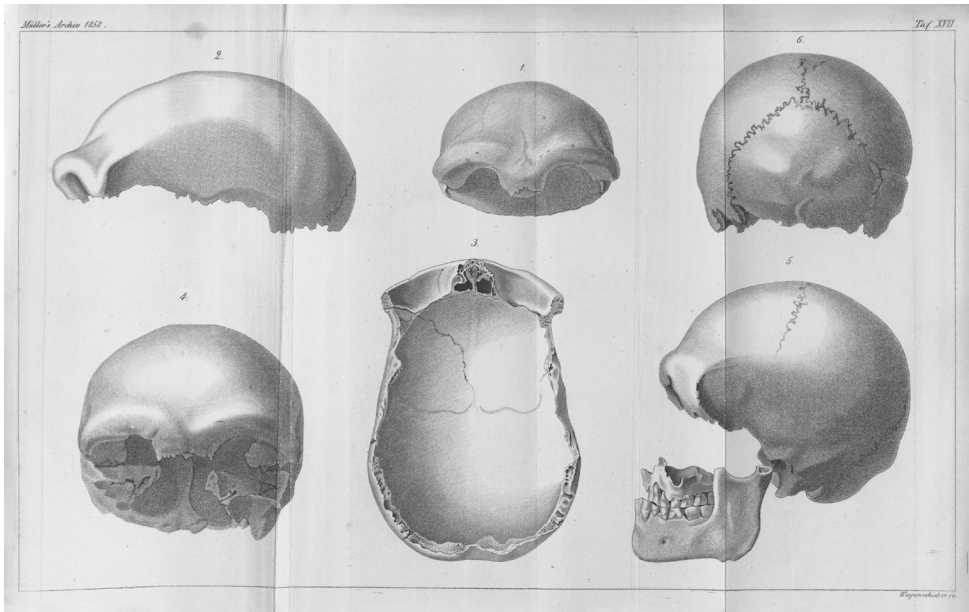


Abb. 3 Fossile Schädel aus dem Neandertal und Plau, in: Schaaffhausen 1858, Taf. XVII.

geworden sei, auch bei den rohesten Rassen sich nicht finde“.⁶⁵ Diese Schlussfolgerung legte die Grundlage dafür, dass der Schädel als „Rassenschädel“ klassifizierbar war und eine Frühphase der menschlichen Entwicklung markieren konnte. Die (Umriss-) Zeichnungen, die Schaaffhausens gewagte, von Rudolf Virchow scharf angegangene⁶⁶ These stützen mussten, wurden mit besonderem Kalkül angefertigt. Sie sind nur auf den ersten Blick originalgetreue Repräsentationen der Funde. In Wahrheit stehen sie am Beginn der Rekonstruktionsgeschichte des Urmenschen.

Auf der Tafel XVII (**Abb. 3**), die Schaaffhausens Aufsatz enthält, sind insgesamt sechs Darstellungen zu sehen: drei Ansichten von zwei unterschiedlichen Schädeln, jenem aus dem Neandertal und einem Vergleichsbeispiel aus Plau in Mecklenburg.⁶⁷ Den Neandertalschädel kann man im Profil sowie frontal studieren. Eine dritte Abbildung

⁶⁵ Schaaffhausen 1858, S. 454. Ferner merkt er an: „In den Museen des Collegiums der Wundärzte in London, des Pflanzengartens in Paris, der Universitäten in Göttingen, Berlin und Bonn ist nichts vorhanden, was sich damit vergleichen liesse [...]“. Ders. S. 464.

⁶⁶ Zankl 2010, Zigman 2000.

⁶⁷ Ludwig Lindenschmit schlug den Gipsabguss eines Schädels aus Plau in Mecklenburg, der sich im Römisch-Germanischen Central-Museum befindet, zur Vergleichung des Stirnbeins vor. Der originale Schädel musste allerdings „mit Mühe“ vom Autor selbst wieder zusammengesetzt werden. Die Unterschiede sind aber letztendlich zu groß für weitreichende Parallelisierungen. Schaaffhausen 1858, S. 472 f.

lässt von unten in den Hohlraum der Kalotte blicken. Gezeichnet wurden sie von einem unbekanntem Künstler nach fotografischen Aufnahmen. Dabei ist Wert auf eine akkurate Konturierung und Schattierung in Graustufen gelegt worden, so wie sie sich in den Lichtbildern darstellten. Entscheidend war für Schaaffhausen jedoch ein anderer Punkt: der Winkel, in dem der Schädel gezeigt wird, denn dieser war in Bezug auf die Frage der Intelligenz des Urvorfahren überaus relevant.⁶⁸ Der Autor schloss sich dahingehend der Position Abbé Frères an, dessen private Schädelammlung heute vom Naturkundemuseum Le Jardin des Plantes in Paris verwahrt wird. Dieser käme „zu dem Ergebnis, dass bei den ältesten Schädeln das Hinterhaupt am stärksten, die Stirnwand am schwächsten entwickelt sei, und die zunehmende Erhebung dieser den Uebergang roher Völker zur Civilisation kundgebe“.⁶⁹ Die Betonung, dass eine abflachende Stirn in Korrelation zur zunehmenden Verrohung des Individuums stehe, ist hier von entscheidender Bedeutung. Denn je nach Ausrichtung erscheint die Stirn flacher bzw. die Augenwulst stärker oder schwächer. Schaaffhausen bemerkt dies auch selbst: Für die „richtige Beurtheilung des Gesichtswinkels“ des Schädels dürfe dieser nicht „wie gewöhnlich“ auf dem Unterkiefer oder dem Hinterhaupt liegen, sondern er müsse in die Stellung gebracht werden“ wie er „im Leben von der Wirbelsäule“ getragen wird.⁷⁰ Des suggestiven Potentials einer leichten Neigung des Schädels in die eine oder andere Richtung ist sich der Autor also sehr wohl bewusst.⁷¹ Mit dem Anspruch, seine Abbildung würde den Schädel genau so zeigen, wie er vor Tausenden Jahren vom Neandertaler getragen worden sei, versucht er daher vorsorglich, etwaige Kritik an seinen Bildern zu entkräften.

68 Hier sei etwa auf das Frontispiz für Ernst Haeckels *Natürliche Schöpfungsgeschichte* aus dem Jahr 1874 verwiesen. Dieses zeigt als höchste Form der Entwicklung den „Indogermanen“ mit einer ausgesprochen senkrechten Stirnpartie. Ausführlicher hierzu: Voss 2007, S. 181 ff. und 291 ff. Besonders beliebt war als Endpunkt für derartige Entwicklungsreihen und Vergleiche der Gesichtsp Profile die Büste Apolls, vgl. Bindman 2002. Bindman führt zudem mit dem Beispiel des niederländischen Mediziners und Botanikers Pieter Camper Entwicklungsreihen vom Affen zum Menschen auf, vgl. ders. S. 201 ff. Hierzu auch: Cohen 1999, S. 146 ff. Vgl. zudem in Bezug auf Schönheitsempfinden bei Vergleichsreihen Pfisterer 2009, S. 121–160, hier S. 133 ff. Zum Problem des Winkels und der Diskussion um Lösungen vgl. auch Zimmermann 2001, S. 89 ff. Zimmermann bespricht darin etwa die „Verständigung über ein gemeinsames craniometrisches Verfahren“ der Wissenschaftler Julius Kollmann, Johannes Ranke und Rudolf Virchow aus dem Jahr 1884, was hier auch zeigt, wie lange das Problem seinerzeit diskutiert worden ist.

69 Schaaffhausen 1858, S. 461.

70 Schaaffhausen 1858, S. 478.

71 Hilfestellung bei der Ausrichtung leisteten seinerzeit Erfindungen wie „die einfache Vorrichtung, die Herr Bildhauer von der Launitz in Frankfurt am Main“ angefertigt hat und die „für die Aufstellung der Schädel in Sammlungen“ verwendet wurde, Schaaffhausen 1858, S. 478. Eduard Schmidt von der Launitz machte nicht nur Gipsabgüsse von prominenten Schädeln, sondern fertigte auch Modelle an, etwa von der Akropolis.

Freiheiten bei der Rekonstruktion des Urmenschen nehmen sich demnach schon die ersten wissenschaftlichen Visualisierungen seiner Anatomie heraus – ein interessantes Phänomen, das jedoch bislang in der Forschung zu Rekonstruktionen des Urmenschen keine Beachtung fand.⁷² Claudine Cohen nimmt zwar in ihrem Buch *L'Homme des Origines* diese Bilder bzw. derartige Vermessungen und Vergleichsreihen auf und diskutiert sie als nachträglich erbrachte Beweise, als rationale Rechtfertigungen für intuitiv vorgenommene Klassifizierungen von Menschen.⁷³ Ihr Kapitel „La notion de ‚race‘ et les origines de la diversité humaine“ leistet eine Synopsis der Erfindung und Repräsentation der Kategorie „Rasse“ im Bild. Sie fokussiert jedoch nicht die Tatsache, dass wissenschaftliche Zeichnungen, Vermessungen und Vergleichsreihen nicht mehr oder weniger objektiv sind als etwa die späteren Lebensbilder des Urmenschen.

Dass dieses Problem bereits von Zeitgenossen erkannt wurde, macht das Plädoyer des Anatomen Theodor Landzert deutlich. Mit seinem Artikel *Welche Art bildlicher Darstellung braucht der Naturforscher?* – enthalten in der zweiten Ausgabe der *Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen* (1867) – ergreift Landzert das Wort, um sich für die geometrische Zeichnung als die primäre Darstellungsform für Wissenschaftler einzusetzen. Bemerkenswert ist hierbei, neben dem frühen Zeitpunkt der Publikation,⁷⁴ dass zur Verdeutlichung dieser Auffassung u. a. Schaaffhausens Abbildungen des Neandertalschädels angeführt werden – allerdings nicht als Musterbeispiel, sondern als Kontrastfolie zur aus Sicht des Autors überlegenen geometrischen Zeichnung: „Als Beweis der Unzuverlässigkeit der auf anderem Wege gewonnenen Abbildungen erlaube ich mir“, so Landzert, „die bekannten Abbildungen des Neanderthalschädels aus Schaaffhausen’s Abhandlung: ‚Zur Kenntniss der ältesten Rassenschädel‘, Huxley: ‚Stellung des Menschen in der Natur, übersetzt von Carus 1863‘, und Charles Lyell’s ‚Antiquity of man 1863‘ vorzuführen und sie mit der geometrischen Zeichnung zu vergleichen“, wobei Landzert in der Fußnote darauf hinweist, dass die geometrische Zeichnung von ihm selbst nach einem „Gypsabguss den Professor Lucae der Güte des Herrn Prof. Schaaffhausen verdankt“ angefertigt worden ist.⁷⁵ Gemeint ist hier der deutsche Anatom und Arzt Johann Christian Gustav Lucae, der bis zu seinem Lebensende das Institut für Anatomie am Senckenberg’schen Institut in Frankfurt am Main geleitet hat. Nachdem Theodor Landzert zu Beginn seines Textes der Wissenschaft Uneinigkeit über die korrekte Anfertigung und Nutzung von Abbildungen in ihren

72 Weltersbach 2004 und Moser 1998 besprechen diese Bilder nicht. Auch bei Christine Hanke, die zur *Konstitution von „Rasse“ und „Geschlecht“ in der physischen Anthropologie um 1900* schrieb, finden diese Bilder keine Erwähnung, vgl. Hanke 2007.

73 Vgl. Cohen 1999, S. 148.

74 Erst später taten sich die großen Namen in der Frage der Darstellbarkeit des Schädels zusammen und plädierten für ein einheitliches System der „Craniologie“, vgl.: Kollmann / Ranke / Virchow 1884, S. 1–8.

75 Beide: Landzert 1867, S. 12.

Forschungen attestiert hat, wirft er die Frage auf: „Welcher Darstellungsweise sollen wir bei der naturwissenschaftlichen Abbildung den Vorzug geben – der des Geometers oder der malerischen Projection?“⁷⁶ Seine Neigung zu Ersterem macht der Autor rasch deutlich, indem er bereits auf der dritten Seite eine Apparatur vorstellt, mit deren Hilfe sich korrekte geometrische Zeichnungen anfertigen lassen: den Lucae’schen Zeichenapparat (**Abb. 4**).⁷⁷ Durch ein Raster in konstantem Abstand und Winkel und mit einem akkurat fixierten Objekt können damit vor allem Frontalansichten und Aufsichten kleiner bis mittelgroßer Gegenstände angefertigt werden. Der Nachteil ist dem Autor bewusst, denn es „wird der geometrischen Zeichnung der Vorwurf gemacht, dass sie keine deutliche Anschauung vom Gegenstande gebe [...], indem unser gewöhnliches Sehen mehr dem perspectivischen als dem geometrischen Bilde entspreche“.⁷⁸ Dass wir also „nur perspectivische und keine geometrische Bilder von den Gegenständen in unserer Vorstellung festhalten“,⁷⁹ sieht Landzert als Problem.⁸⁰ Die Vorteile der geometrischen Zeichnung jedoch überwiegen für ihn, vor allem der Umstand, dass sie die korrekten Maße der Objekte nachvollziehbar machen.⁸¹ Genau dies sei die Schwachstelle bei Hermann Schaaffhausens Abbildungen. Dort bestehe das Problem, dass „die Länge des Schädels im Profil durchaus nicht der Länge desselben Schädels im Grundriss“ entspreche.⁸² Schaut man sich die Abbildungstafel von Schaaffhausen daraufhin nochmals an, wird deutlich, dass die einzelnen Ansichten des Neandertalschädels tatsächlich unterschiedlich groß sind, wobei die Profilansicht die anderen nicht zufällig überragt, stellt diese doch die Neigung der Stirn besonders heraus. Der gleiche Vorwurf, dass die Zeichnungen Messungen nicht standhalten, trifft nach Landzert auch auf jene Graphiken zu, die mit der Camera lucida nach einem Abguss⁸³ vom Chirurgen, Zoologen und Paläontologen George Busk für den britischen Biologen und vergleichenden Anatom Thomas Henry Huxley – auch bekannt als ‚Darwin’s Bulldog‘ – angefertigt wurden.⁸⁴ Dies führt Landzert vor, indem er seine – in Rot wiedergegebene – geometrische Zeichnung mit der Busks überblendet (**Abb. 5**). Zwar reicht die von Huxley verwendete Busk-Zeichnung nah an die geometrische

76 Landzert 1867, S. 2.

77 Zu diesem und weiteren craniometrischen Verfahren vgl. Zimmermann 2001, bes. Kapitel 4: *Measuring Skulls: The Social Role of the Antihumanist*, S. 86–110.

78 Landzert 1867, S. 4

79 Landzert 1867, S. 4.

80 Johann Christian Gustav Lucae stimmt in diesem Punkt mit Landzert überein, hält es aber bereits 1873 für redundant, diesen Satz noch einmal in seinem Text widerlegen zu müssen, und sieht es somit als gegeben an, dass es ein in seine Grundformen zerlegtes Bild von Gegenständen ist, an das man sich erinnert, siehe: Lucae 1873, S. 1.

81 Landzert 1867, S. 5.

82 Landzert 1867, S. 12.

83 Eine Behauptung Schaaffhausens, vgl. Schaaffhausen 1888, S. 10.

84 Landzert 1867, S. 12.

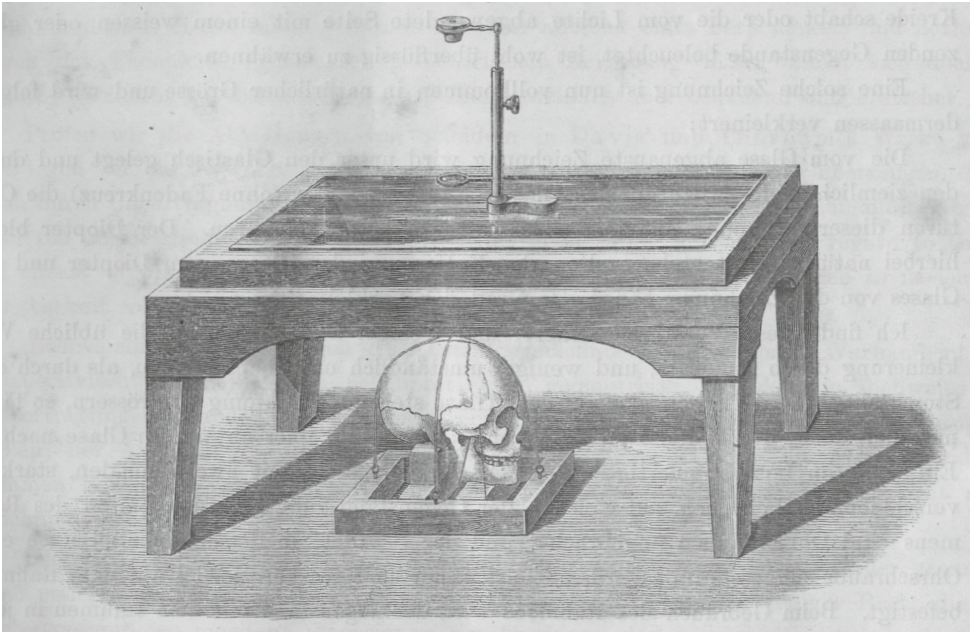


Abb. 4 Johann Christian Gustav Lucaes Zeichenapparat, in: Landzert 1867, S. 3, Fig. 1.

Variante heran, die Verläufe der Stirnlinie und der Lambdanaht unterscheiden sich jedoch voneinander.⁸⁵

Ganz besonders hat sich Landzert aber an der Darstellung des berühmten britischen Geologen Charles Lyell gestört: „In Lyell’s Abbildung, welche die unvollkommenste ist und deren Entstehungsweise nicht angegeben, sieht man nebenbei noch die Absicht, den Neanderthalschädel durch schräge Stellung und unmässige Verlängerung des Augenhöhletheils dem Affenschädel noch ähnlicher zu machen.“⁸⁶ Hiermit kommt der Autor besonders auf die Neigung des Schädels zu sprechen, wobei er auf seiner Tafel die Abbildung Lyells nicht akkurat kopiert (vgl. **Abb. 5** u. **Abb. 6**). Das Problem, das Schaaffhausen mit den Gestellen für die Positionierung der Gipsabgüsse anzugehen sucht, torpediert Lyell in seiner Abbildung förmlich. Der Schädel ist dort

85 Hermann Schaaffhausen moniert hingegen, dass bei Busks Zeichnungen etwa die Stirnhöhle und die Dicke der Schädelknochen falsch wiedergegeben worden sind, siehe: Schaaffhausen 1888, S. 10f.

86 Landzert 1867, S. 12. Tatsächlich macht Lyell Angaben zur Entstehung. Huxley habe ihm bei der Vorbereitung zur Seite gestanden: „Professor Huxley afterwards studied the cast with the object of assisting me to give illustrations of it in this work, and in doing so discovered what had not previously been observed, that it was quite as abnormal in the shape of its occipital as in that of its frontal or superciliary region.“ Lyell 1863, S. 79.

Welche Art bildlicher Darstellung braucht der Naturforscher?

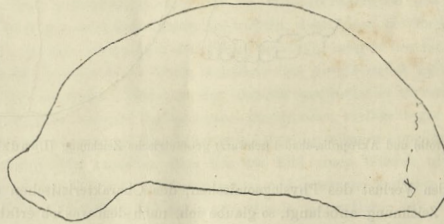
13

Fig. 8.



Neanderthalschädel nach Schaaffhausen (Photographisch).

Fig. 9.



Derselbe nach Ch. Lyell, pag. 82.

Fig. 10.



Derselbe { schwarz: Huxley (Camera lucida Busk).
roth: geometrische Zeichnung (Landzert).

Abb. 5 Diverse Schädelumrissdarstellungen des Neandertalers, in: Landzert 1867, S. 13, Fig. 10.

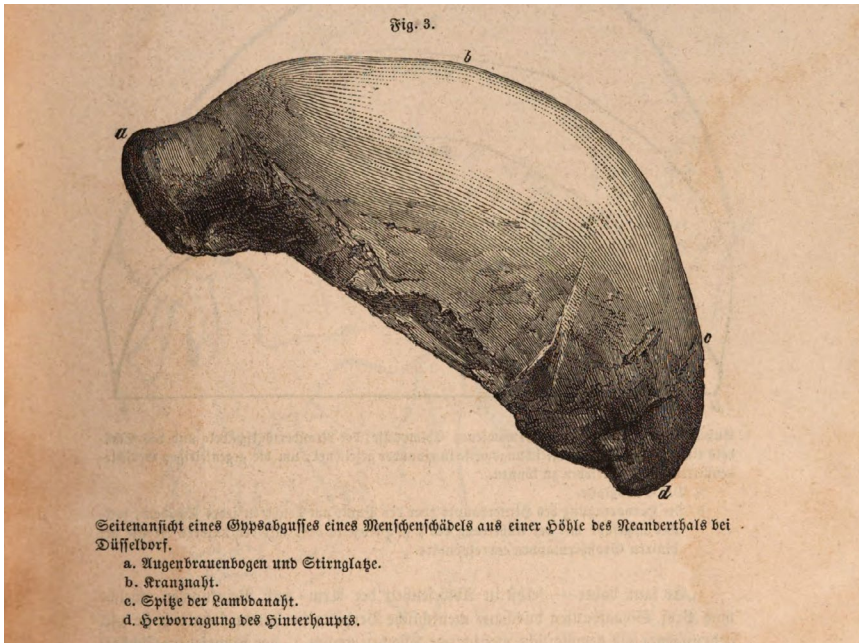


Abb. 6 Seitenansicht des Abgusses eines Teiles des Neandertalschädels, in: Lyell 1863, S. 82, Fig. 3.

in der Seitenansicht dargeboten, aber nahezu um 45 Grad nach rechts geneigt, so dass die Stirnpartie extrem flach wirkt, die Augenhöhlen weit vorreichen und der Hinterkopf sehr schwer und massiv erscheint.⁸⁷ Lyell war viel daran gelegen, den Schädel Fund als Bindeglied zwischen Affen- und Menschenschädel zu verorten, wovon auch die Abbildung auf der gegenüberliegenden Seite in *Antiquity of Man* zeugt (**Abb. 7**). Hier vergleicht er die Außenkonturen von Schimpansen-, Neandertal- und Menschenschädeln, wobei er die Größe oder Neigung des jeweiligen Schädels nicht beachtet.

Aufschlussreich ist hierbei auch die Bemerkung von Lyell, dass er sich mit dem Neandertalschädel hauptsächlich durch „Professor Schaaffhausen’s drawings of an excellent cast and of photographs“⁸⁸ beschäftigt habe. Es sind also Zeichnungen nach Gipsabgüssen, Carl Fuhlrotts Fotografien⁸⁹ und ein Gipsabguss des Originals,⁹⁰ die

87 Eine Praxis, die auch im Rahmen anderer Vermessungen in der Anthropologie zur Anwendung kam, siehe Zimmermann 2001.

88 Lyell 1863, S. 82.

89 Lyell 1863, S. 83. Leider sind diese historischen Fotografien bzw. Platten nicht mehr vorhanden, da sie mit großer Wahrscheinlichkeit im Zweiten Weltkrieg mit dem Archiv Fuhlrott in Wuppertal untergegangen sind.

90 Diesen erhielt Lyell wiederum von Schaaffhausen, Lyell 1863, S. 82.

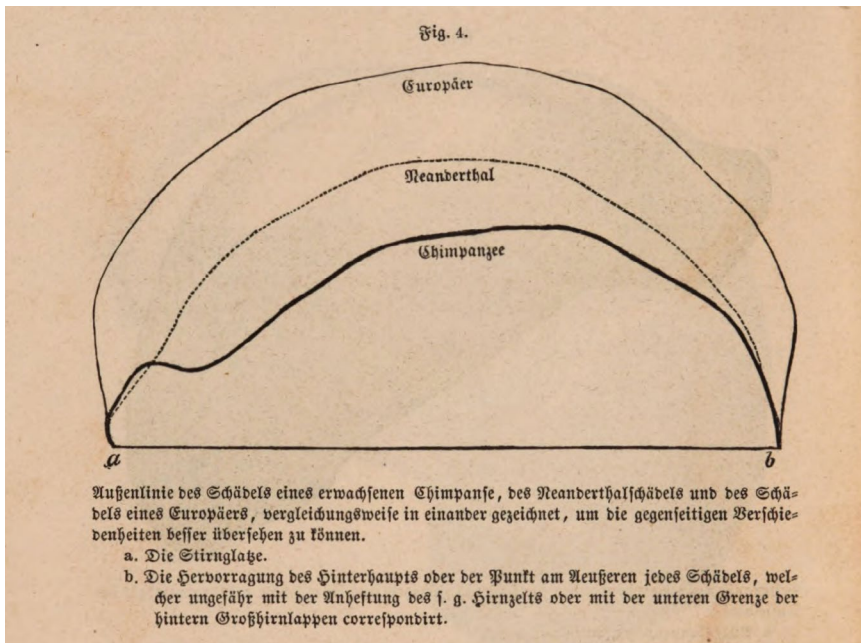


Abb. 7 Außenkonturen der Schädel eines Schimpansen, des Neandertalers und eines Europäers, in: Lyell 1863, S. 83, Fig. 4.

die materielle Grundlage seiner Auseinandersetzung mit dem Fund bilden. Man ist geneigt, an das Prinzip der Stillen Post zu denken: Schaaffhausen zeichnete nach einem Abguss bzw. nach Fuhlrotts Fotografien eines Abgusses. Die dadurch entstandenen Darstellungen werden bei Lyell erneut abgezeichnet und abermals abgeändert. Und auch Fuhlrott selbst erschafft eigene Ansichten des Neandertalers. Er dreht ihn etwa in die klassische Porträtperspektive der Dreiviertelansicht (**Abb. 8**) und somit in eine Darstellungsform, die jenen von Landzert und Lucae favorisierten Abbildungsweisen vollständig widerspricht.

Die genannten Repräsentationen verdeutlichen demnach, wie weitgehend selbst auf den ersten Blick nüchtern inszenierte Darstellungen anatomischer Fragmente für argumentative Zwecke vereinnahmt wurden. Die Distanz der Bilder zu den Originalfunden vergrößerte sich im Verlauf dieser „visuellen Debatte“ stetig. Die unterschiedlichen Definitionen der Objektivität, die zu dieser Zeit die Wissenschaftslandschaft prägten,⁹¹ können dafür nur bedingt verantwortlich gemacht werden. Was die Handlungen der Bildproduzierenden in erster Linie leitete, waren ideologische Beweggründe und vor allem die Frage, ob man den Neandertaler als Teil der menschlichen

91 Daston / Galison 2007.

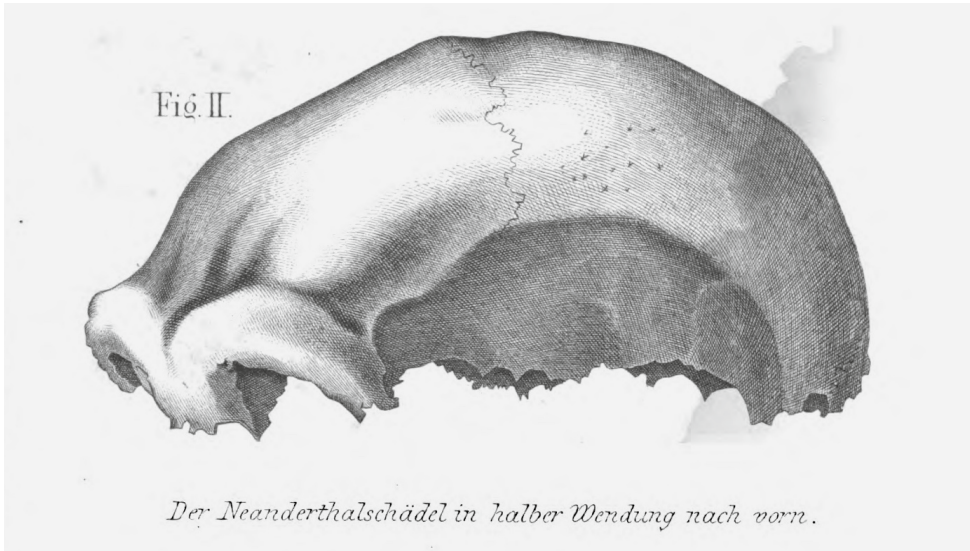


Abb. 8 Schädel des Neandertalers in halber Wendung, in: Fuhlrott 1865, Fig. II.

Phylogenese anerkannte oder nicht. Was diesen Beispielen jedoch vor allem zu entnehmen ist, ist die Erkenntnis, dass in der Bildgeschichte der Urzeitforschung von Beginn an manipulative Kräfte wirkten. Ihr Anschauungsmaterial hatte selbst dann einen stark intentionalen Charakter, als es sich noch direkt auf urzeitliche Funde bezog. Und so ist es nicht erstaunlich, dass sich diese Tendenz nochmals verstärkte, als die ersten Lebensbilder entstanden.

1.1 Erst mild, dann wild. Erste Lebensbilder des Neandertalers

Als einer der ersten Versuche, ausgehend von den Funden aus dem Neandertal neue Bilder zu kreieren, kann die Rekonstruktion fehlender Gesichtsknochen durch den österreichischen Archäologen und Kunsthistoriker Eduard von Sacken angesehen werden. In seinem *Leitfaden zur Kunde des Heidnischen Alterthumes* von 1865 zeigt er unter der Darstellung der Kalotte des Neandertalers in punktierter Ergänzung (**Abb. 9**) seine Ansicht der Position der Gesichtsknochen auf, wobei das Kinn und der Nasenansatz auffällig weit vorspringen.⁹² Die Büchse der Pandora war damit geöffnet, denn Hermann Schaaffhausen erschien dieser Eingriff derart unannehmbar,⁹³ dass er mit

92 Sacken 1865, S. 37.

93 Vgl. Schaaffhausen 1888, S. 33.

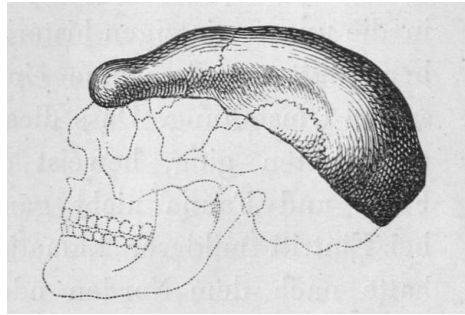


Abb. 9 Rekonstruktionsversuch der fehlenden Gesichtsknochen des Neandertalschädels in punktierter Linie, in: Sacken 1865, S. 37, Fig. 5.

einer eigenen Rekonstruktion aufwartete:⁹⁴ „Aus den Schädelresten des Neanderthalers versuchte ich [Hermann Schaaffhausen, JT] ein Bild zu zeichnen, wie dieser Wilde wohl im Leben ausgesehen habe“⁹⁵ (**Abb. 10**). Hermann Schaaffhausen hat sich, wie auch Hermann Welcker und zahlreiche weitere Wissenschaftler auf anderem Gebiete, mit dem Nachbilden von Gesichtern beschäftigt. Stellt er hier die unterste Stufe der Intelligenz dar, so hatte er sich zuvor in seinem umfangreichen Beitrag mit der Frage der Echtheit der Totenmaske Shakespeares hervorgetan und ermittelte darin das körperliche Bild dessen Genius.⁹⁶ Es waren zuvor u. a. die Antlitze Schillers, Dantes und Kants oder des Mediziners Philipp Friedrich Meckels⁹⁷ (**Abb. 11**), die anatomisch nachgebildet und als Teil der physischen Anthropologie stark diskutiert wurden.⁹⁸ Ein Vorteil bei diesen Persönlichkeiten gegenüber dem Urmenschen war vor allem das Vorhandensein von Porträts, die teilweise mit mimetischem Blick von den rekonstruierenden Wissenschaftlern behandelt worden sind.⁹⁹

Die Projektionen, die sich im Zuge dessen ereigneten, etwa wenn Weichteile, Haare oder Mimik ergänzt wurden, waren besonders im Falle des Urmenschen weitreichend, wie das Lebensbild verdeutlicht, das dann um 1876 unter der Aufsicht Schaaffhausens von einem Künstler namens Philippart realisiert wurde. Wohl zum ersten Mal ist der Neandertaler, der in dem Bild nicht als Individuum, sondern als

94 Die anatomische Rekonstruktion und damit die Idee des Organismus als Maschine, die nach Gesetzen funktioniere und die man förmlich wie bei einem Baukasten zusammensetzen könnte, bespricht Claudine Cohen für paläontologische Nachbildungen, vgl. Cohen 2012, S. 21–48.

95 Schaaffhausen 1888, S. 33.

96 Schaaffhausen 1876.

97 Um der Sache zu dienen, stellte dieser Mediziner und Anatom aus Halle sein eigenes Skelett der wissenschaftlichen Untersuchung zur Verfügung. Vgl. Welcker 1883, S. 58, Fußnote 2.

98 Vgl. Hanke 2007. Christine Hanke deutet mit einem kurzen Verweis auf Carl Kupffer und Fritz Bessel-Hagens Forschungen aus dem Jahr 1881 zu dem Schädel Kants sowie Hermann Welckers Untersuchungen zu der Echtheit der Schädel von Schiller, Kant und Raphael auf weitere Möglichkeiten des Rekonstruierens hin, vgl. Hanke 2007, S. 238.

99 Welcker 1883, S. 58.

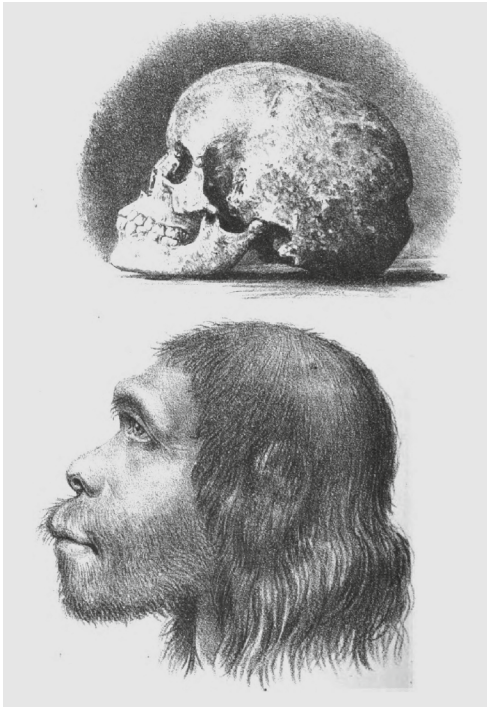


Abb. 10 Neandertaler, darüber Schädel eines „germanischen Mädchens“, in: Schaaffhausen 1877, zwischen S. 384 u. 385.

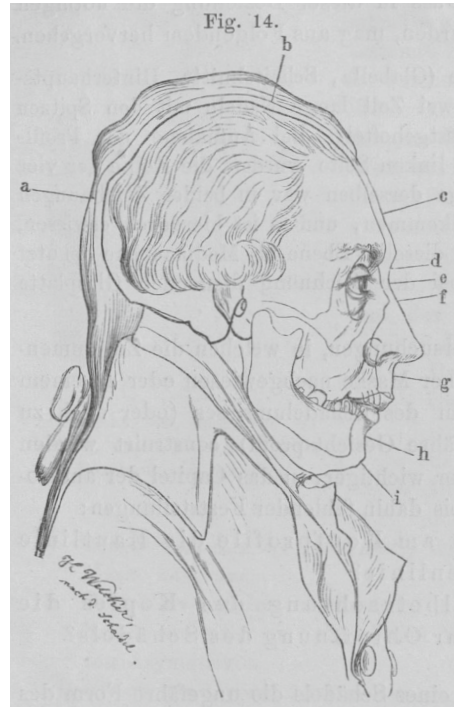


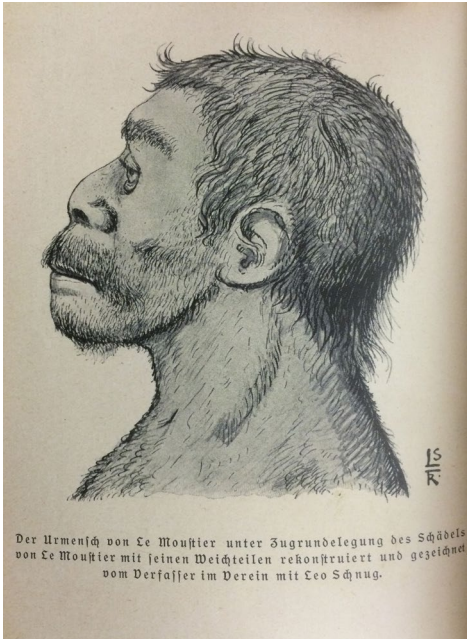
Abb. 11 Rekonstruktion des Antlitzes Philipp Friedrich Meckels, in: Welcker 1883, S. 58, Fig. 14.

„Rasse“ zu verstehen ist,¹⁰⁰ im Profil mit Augen, Haut und Haaren zu sehen.¹⁰¹ Neben dem überdimensionierten Ohr und unter der dominant ausgeprägten Stirnwulst blicken die Augen des Urmenschen klar empor. Der breiten Nase schließt sich ein Mund mit vollen Lippen an. Komplettiert wird das Gesicht von einem starken Kinn am Ende eines übermäßig langen Kiefers. Insgesamt erscheint der obere Teil des

100 Schaaffhausen interessiert sich angesichts der neuen Funde primär für die Frage nach einem neuen „Rassenschädel“ – zu diesem wird nun das Bild geliefert. Dass es „Rassen“ waren, die man rekonstruierte, zeigen zahlreiche Beispiele der vorliegenden Studie, hier sei etwa noch auf die Büste der *Frau von Auvernier* von 1898 verwiesen. Diese ist bewusst von Julius Kollmann und dem Bildhauer Werner Büchly nicht als Individuum zu verstehen, sondern sie wurde nach „rassischen“ und „geschlechtlichen“ Kategorien modelliert (Hanke 2007, S. 240, hierzu auch Hanke 2005). Christine Hanke stellt die hybride Natur der Rekonstruktionen heraus und die unterschiedlichen Quellen, aus denen sie schöpfen, wozu etwa auch das Vergleichen mit zeitgenössischen Niederländerinnen oder Selbstmörderinnen seinerzeit zählte, vgl. Hanke 2007, S. 240 u. S. 247.

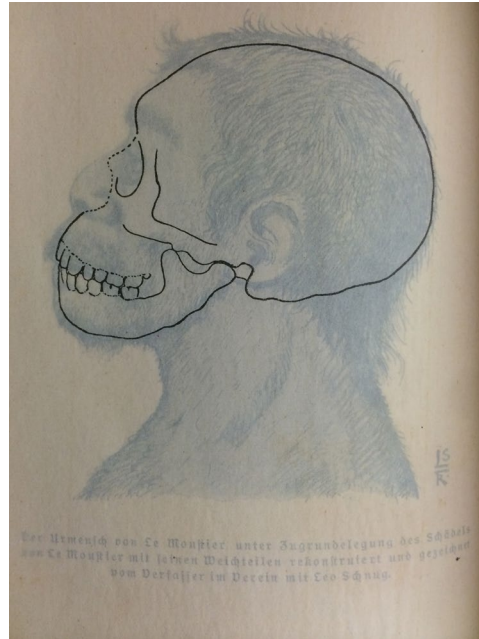
101 Zu diesem und späteren Rekonstruktionsversuchen des Neandertalers vgl. Weltersbach 2004 sowie zu Lebensbildern dieses Fundes ab den 1920er Jahren auch Kurth 1956, S. 36–48.

12a



Der Urmensch von Le Moustier unter Zugrundelegung des Schädels von Le Moustier mit seinen Weichteilen rekonstruiert und gezeichnet vom Verfasser im Verein mit Leo Schnug.

12b



Der Urmensch von Le Moustier unter Zugrundelegung des Schädels von Le Moustier mit seinen Weichteilen rekonstruiert und gezeichnet vom Verfasser im Verein mit Leo Schnug.

Abb. 12 a und b Urmensch von Le Moustier mit auf Transparentpapier gedrucktem Schädelumriss, in: Forrer 1908, Taf. 13a.

Kopfes verkürzt und gedungen im Kontrast zum vorspringenden Kiefer. Dadurch, dass der Kopf nach links schaut, regt er zum Vergleich mit den Abbildungen des Knochenfragments der Kalotte an, da auch diese stets in dieser Ausrichtung gezeigt wird. Einen Durchblick auf das Ausgangsmaterial der Rekonstruktionen zu zulassen, konnte im Laufe der Zeit ganz unterschiedliche Formen annehmen. So findet sich in Robert Forrers Publikation *Urgeschichte des Europäers* (1908) die Kontur des fossilen Schädels von Le Moustier auf Transparentpapier (**Abb. 12 a und b**), hinter der die Rekonstruktion des Künstlers Schnug durchscheint, was die Lesenden zum Vergleich animiert.¹⁰² Ein weiteres Beispiel solcher „Röntgenbilder“ des Urzeitmenschen ist die Vorlage eines Schädels in Eduard Fiedlers Studienblatt (**Abb. 13**). Die Zeichnung befindet sich in einem umfangreichen Konvolut urzeitlicher Menschenstudien im Archiv der BGAEU. Ein prüfender Blick offenbart bei der oberen Darstellung unter der Federzeichnung zarte Bleistiftlinien der Schädelzeichnung.

Nicht nur die Bilder selbst, sondern auch die begleitenden Texte fächern die Quellen, aus denen Visionen der Anfänge schöpfen, auf. In seinem Text zum „Neanderthaler-Fund“ schlüsselt Hermann Schaaffhausen demnach die Entstehung

102 Forrer 1908, Taf. 13 a. Ludwig Wilser kritisiert diese Darstellungsform, vgl. Wilser, 1910, S. 85.



Abb. 13 Eduard Fiedler, Studienblatt mit rezenten und urzeitlichen Köpfen, oben links ist mit Bleistift der fossile Schädel erkennbar, 30.03.1910, Berlin, Archiv der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, BGAEU-KP40.

auf und notiert, dass er die „fehlenden Theile nach der Bildung der wilden Rassen und der Anthropoiden ergänzt“¹⁰³ habe. Weiter notiert der Bonner Anatom, dass er den „Chimpanzi zur Ergänzung des Bildes gewählt“ habe, „weil er der intelligenteste der Anthropoiden ist“.¹⁰⁴ Auch erfährt man, dass er sich mit Australier*innen beschäftigt habe,¹⁰⁵ um etwa die Größe der Ohrmuschel zu ermitteln. Seitenblicke auf rezente indigene Gesellschaften und auch Menschenaffen durchziehen die Forschung zum Urmenschen demnach von Beginn an, ebenso wie Vergleiche mit der klassischen Antike.¹⁰⁶ Diese Vorgehensweise bei der Kreation von Lebensbildern ist sinnbildlich für die Urgeschichtsforschenden dieser Jahre. Alles, was irgendwie verwertbar erschien, um die spärlichen urzeitlichen Funde zu komplettieren, wurde genutzt.¹⁰⁷ Die Lebensbilder des Urzeitmenschen gerieten so zu regelrechten Patchworks. Die zusammengeflückten Körper, die dadurch zum Leben erweckt wurden, laden zum Vergleich mit Frankenstein's Monster ein. Schnell überblendeten sie die vergleichsweise spröden Objekte, die man den Fundstellen entnehmen konnte, und wurden zu eigenständigen Studienobjekten, die den Diskurs, der sie einst erschuf, immer stärker zu bestimmen begannen. Dieses Phänomen wurde zeitgleich auch den paläontologischen Rekonstruktionen von Dinosauriern zuteil.¹⁰⁸ So diskutierte etwa der preußische Geologe Leopold von Buch in einer seiner Vorlesungen in Berlin Henry de la Beches 1830 unter dem Titel *Duria Antiquior* (**Abb. 14**)¹⁰⁹ bekanntes „Urbild.“ Er trägt damit nebenbei nicht nur

103 Schaaffhausen 1888, S. 33 f.

104 Schaaffhausen 1888, S. 34.

105 Gerade Menschen dieser Herkunft wurden langanhaltend zu Vergleichen herangezogen, wie bei Obermaier 1912, S. 201. Dort wird der Gebrauch von Wurfstangen der Australier*innen und Urmenschen parallelisiert oder im selben Band, S. 417, die Feuererzeugung. Baldwin Spencers und F. J. Gillens Werk *The Native Tribes of Central Australia* von 1901 hat in Europa die Wahrnehmung der *native Australians* stark geprägt, so heißt es darin etwa „Aborigines“ seien „a relic of the early childhood of mankind“, vgl. Spencer / Gillen 1901, S. 12.

106 Antike Quellen wurden immer wieder mit den Funden zusammengedacht, um der Charakteristik des Urmenschen näher zu kommen, so etwa schreibt Schaaffhausen: „Die Nachrichten, welche uns römische und griechische Schriftsteller von der Körperbeschaffenheit und den Sitten der rohen Völker des alten Europa hinterlassen haben, gewinnen durch die Auffindung solcher Schädel ein unerwartetes Licht.“ Dieser Ermittlung widmete er in seinem Buch über eine Seite, siehe: Schaaffhausen 1858, S. 469 f.

107 Bei dem zweiten Rekonstruktionsversuch des Neandertalers bei Schaaffhausen im Jahr 1888 schaut er sich sein für die Ausformung des Kiefers beispielsweise, der bei dem Neandertalfund aus Düsseldorf fehlt, einfach einen anderen Knochen an. So sei der „Unterkiefer des Schädels von Spy [...] von ähnlicher Form, wie ich ihn ergänzt habe, doch weniger prognath.“ Schaaffhausen 1888, S. 34.

108 Cohen 2012.

109 Von Buch schildert das vorgeführte Habitat, in dem „die meisten der neu entdeckten Geschöpfe im lustigen Treiben dargestellt sind, wie sie alle ihrer Bestimmung nachgehen, der nelmlich sich gegenseitig zu fressen“ in der Folge detailliert. Deutlich nimmt er dabei in seiner Beschreibung

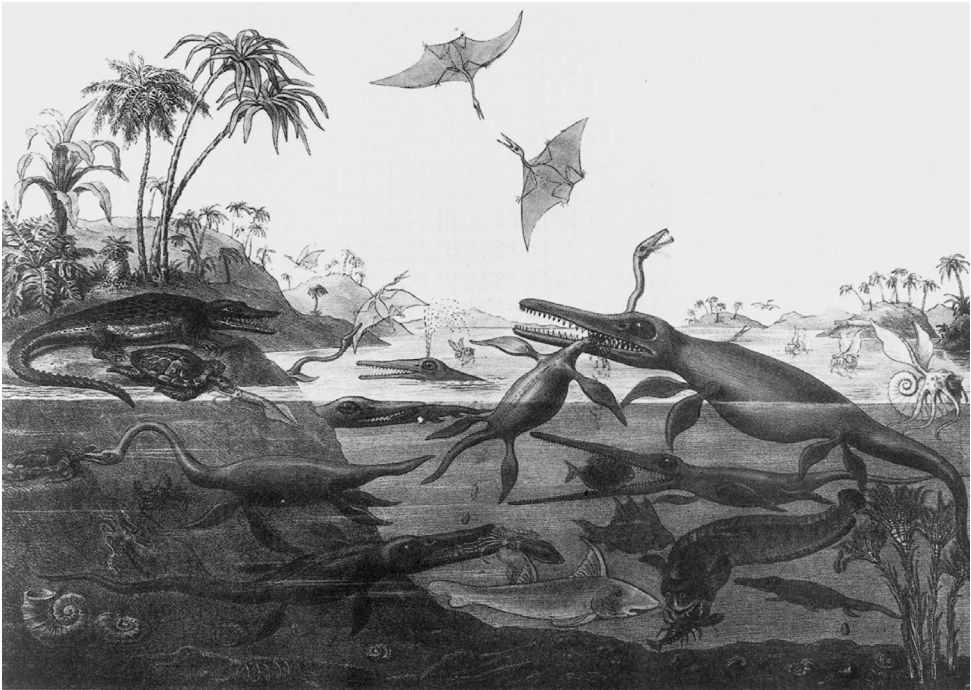


Abb. 14 Henry de la Beche, *Duria Antiquior* (a more ancient Dorset), 1830, in: Rudwick 1995, S. 45, Fig. 19.

zu Verbreitung und Bekanntmachung dieser Bildschöpfung bei, sondern nimmt sie zum Anlass, um voller Nationalstolz auf eine besondere Sammlungspräsentation im eigenen Land zu sprechen zu kommen. In dieser treten Original und künstlerische Rekonstruktion direkt miteinander in Konkurrenz: Der dilettierende Geologe und Zeichner Carl Theodori, so von Buch, habe einen Dinosaurier, genauer „dießen Ichthyosaurus in seiner natürlichen Größe, nahe an fünf Fuß lang gezeichnet, ein Meisterwerk, das jetzt neben dem Original aufgestellt ist. Man ist verlegen soll man mehr das Original oder die Zeichnung bewundern“.¹¹⁰

Auch Schaaffhausens Kreation verselbstständigte sich: Im Jahr 1877 wurde sein Bild im Katalog des internationalen Kongresses für Anthropologie und Archäologie

den innerbildlichen Humor, aber auch die besondere Perspektive, die zu einer Art „Urzeitperspektive“ avancieren wird, auf. Vgl. Kröger 2013.

110 Kröger 2013. Weiter verweist von Buch darauf, dass die bemerkenswerte Zeichnung gerade für eine Publikation „in derselben Größe“ gestochen werden würde, so dass sich Deutschland bald rühmen könne, ein Werk hervorgebracht zu haben „wie es das Ausland nicht besitzt“. Nationalstolz und Konkurrenzdenken kommen in der Äußerung von Buchs deutlich zum Ausdruck.

in Budapest (1876) erstveröffentlicht.¹¹¹ Schaaffhausen schreibt in seinem Beitrag dazu, dass er versucht habe, den Neandertaler wiederzubeleben, und dass dieser heute berühmter sei, als er es jemals war: „J’ai essayé de faire revivre l’homme de Néanderthal, qui est devenu plus célèbre après sa mort, qu’il ne l’était pendant sa vie.“¹¹² Im Jahr 1879 wurde das Bild dann in dem von Wilhelm Baer und Friedrich Heller von Hellwald herausgegebenen Band *Der vorgeschichtliche Mensch* aufgenommen (**Abb. 15**).¹¹³ Es handelt sich dabei um die zweite Auflage eines im Otto Spamer Verlag erschienen Buches, das sich an eine Leserschaft der „Gebildeten aller Stände“ richtet – ein reich bebildeter Überblicksband ohne vertiefende Abhandlungen. Die Zeichnung tauchte dann schon ein Jahr später zusammen mit einer Darstellung der Kalotte des Düsseldorfer Neandertalfundes in der britischen Zeitung *The Graphic* vom 4. September unter der Rubrik „Daily News“ wieder auf.¹¹⁴ Allerdings wurde bei der Übertragung kein großer Wert auf Genauigkeit gelegt, so dass die Darstellung sich vor allem in der Ausdifferenzierung des Kinns vom Original unterscheidet. Kritisiert wurde die Zeichnung unter anderem von dem deutschen Naturforscher und Ethnologen Robert Hartmann – einem Wissenschaftler, der sich um die Erforschung afrikanischer Länder und die Begründung der Ethnologie bemüht hat und der sich besonders an der Größe der Ohren störte. Ein weiteres Mal findet sie sich auf einer Tafel in René Verneaus Band *Les Origines de l’Humanité* im Jahr 1925.¹¹⁵

Neun Jahre nach seinem ersten Entwurf veränderte Schaaffhausen 1888 den Porträtkopf seines Neandertalers dann gravierend (**Abb. 16**). Für das Überblickswerk *Der Neanderthaler Fund* entschied er sich für eine Variante, die sich in diversen Punkten von der ersten Version unterscheidet. Der Gesichtsausdruck ist stumpfer und plumper.¹¹⁶ Die zweite Variante hat zudem einen deutlich dunkleren Hauttyp und ist von der Gesamterscheinung gedrungener, was vor allem am wesentlich stämmiger ausgeführten Hals- und Nackenbereich liegt. Die Haare erscheinen zotteliger, der Bartwuchs dichter. Die Augenbrauenwulst wirkt stärker, was durch die Präsenz buschiger Haare verstärkt wird. Der Blick ist trüb, die Nase gedrungener und der Mundwinkel neigt sich nun nach unten, wodurch sich ein freudloser Gesichtsausdruck einstellt. Durch all diese Veränderungen wurde bezweckt, den Urmenschen wilder, fremder und auch furchteinflößender darzustellen. Schaaffhausen selbst notiert zur Abbildung nur knapp: „In der Zeichnung Philipparts ist der Ausdruck im Blicke ein viel zu milder. Das Bild ist hier verbessert.“¹¹⁷ Es bleibt also zu spekulieren, was ihn zum Umdenken

111 Schaaffhausen 1877, S. 384.

112 Schaaffhausen 1877, S. 387.

113 Baer/Heller von Hellwald 1879, S. 441.

114 *The Graphic*, 04.09.1880, S. 223.

115 vgl. Verneau 1925, Taf. XLVIII, Nr. 2.

116 Zum Vergleich dieser beiden Darstellungstypen siehe auch Weltersbach 2004, S. 41–47.

117 Schaaffhausen 1888, S. 34.

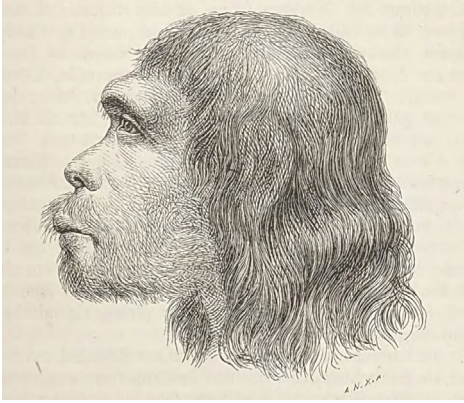


Abb. 15 Neandertaler nach Schaaffhausen, in: Baer/Heller von Hellwald 1879, S. 441.

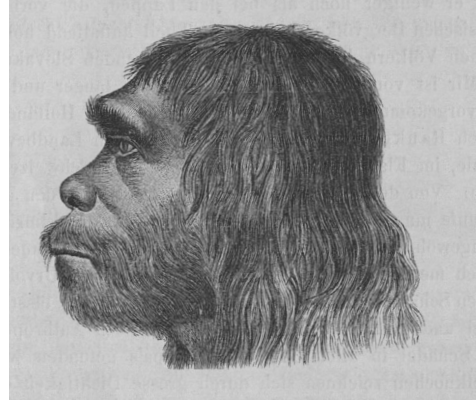


Abb. 16 Korrigiertes Lebensbild des Neandertalers, in: Schaaffhausen 1888, S. 34.

bewogen haben mag. Sicher ist allerdings, dass der Urzustand, der bei Schaaffhausen nun zu sehen ist, von ihm absichtsvoll als nicht ideal markiert wird. Dies schreibt er selbst überdeutlich 1877: Der Glaube, dass diese Vergangenheit die Zeit einer Vollkommenheit und Glückseligkeit war, die wir verloren haben, ist das Gegenteil des Ergebnisses der prähistorischen Wissenschaft, die, wenn sie den Boden der letzten Jahrhunderte ausgräbt, nur Unvollkommenheit findet.¹¹⁸ Er gibt so der Entwicklung hin zum Menschen des 19. Jahrhunderts mehr Raum und löst damit ein, was Ludwig Büchner zuvor auf den Punkt brachte, wenn er auf seine Fragen *Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir?* antwortet: „In der That, je niedriger unsere Herkunft, um so erhabener unsere heutige Stellung in der Natur! Je geringer der Anfang, um so größer die Vollendung! Je schwieriger der Kampf, um so glänzender der Sieg!¹¹⁹ Die wilde Variante des Neandertalers etablierte sich auch aus diesem Grund in der Bildwelt der Urzeitforschung nachhaltig,¹²⁰ wohingegen die friedlichere Version verschwand.¹²¹

118 „La croyance que ce passé était le temps d’une perfection et d’une félicité que nous avons perdues est le contraire du résultat de la science préhistorique qui, en remuant le sol des siècles les plus reculés, ne trouve que l’imperfection.“ vgl. Schaaffhausen 1877, S. 386.

119 Büchner 1869, S. 106.

120 Vgl. etwa die noch derbere Interpretation des Künstlers J. F. Horrabin in Herbert George Wells’ *The Outline of History* (1923): Wells 1923, S. 38.

121 Zwei gegensätzliche philosophische Positionen zu Vorstellungen des Naturzustandes diskutiert Purtschert 2012. Sie zeigt dort die Verbindungen der neuzeitlichen Konzeption des Naturzustandes mit den Vorstellungen menschlicher Wildheit auf und stellt mit Hobbes den bösen und mit Rousseau den guten Wilden kritisch aus postkolonialer Perspektive vor, vgl. S. 869 ff. u. S. 872 ff.

1.2 Eugène Dubois und die Erschaffung des Pithecanthropus

Das Aufkommen wissenschaftlich betreuter Nachbildungen des Urmenschen verstärkt sich um 1900 deutlich. Eines der aufsehenerregendsten Beispiele dieser Zeit steuerte der niederländische Militärarzt, Anthropologe und Geologe Eugène Dubois bei,¹²² der sich allerdings nicht mehr dem Neandertaler, sondern dem sogenannten Java-Menschen zuwendete. Auf der Suche nach dem Missing Link, den Dubois in Südasiens oder auch Ostafrika vermutete,¹²³ ließ er sich 1889 in die niederländische Kolonie Java versetzen. Die Ursprungsvorstellungen der mehrheitlich muslimisch geprägten Bevölkerung suchte er dabei ebenso wenig wie jene buddhistischen, die sich etwa in den oberen Ebenen des just in dieser Zeit wiederentdeckten buddhistischen Tempels Borobudur manifestiert hätten.¹²⁴ So war es nicht in der Höhe, sondern in der Tiefe, etwa 120 km von jenem Tempel entfernt, in der Dubois Grabungshelfer 1891 bei Ausgrabungen ein Schädeldach und einen Backenzahn sowie ein Jahr später einen linken Oberschenkelknochen fanden. Sein Bericht stellte die Erstbeschreibung des „Anthropopithecus erectus Eug. Dubois“ dar: des aufrecht gehenden Menschenaffen.¹²⁵ Schon ein Jahr später modifizierte er die Bezeichnung jedoch vor dem Hintergrund der Thesen Ernst Haeckels entscheidend, indem er den Fund in „Pithecanthropus

122 Zur Person und Fundgeschichte: Theunissen 1985; Bouquet 1993; Albers/Vos 2010; u. Shipman 2001.

123 Eugène Dubois folgt hierbei unter anderem einer Vermutung, die Ernst Haeckel geäußert hatte, denn dieser brachte das südliche Asien als vermuteten Ursprungsort der Menschheit in die Diskussionen ein, vgl. Haeckel 1877, S. 615. Einen Gegenentwurf bot Charles Darwin mit Afrika an: „In each great region of the world the living mammals are closely related to the extinct species of the same region. It is therefore probable that Africa was formerly inhabited by extinct apes closely allied to the gorilla and chimpanzee; and as these two species are now man's nearest allies, it is somewhat more probable that our early progenitors lived on the African continent than elsewhere.“ Darwin 1871, Bd. 1, S. 199.

124 Es handelt sich um den buddhistischen Tempel Borobudur in Magelang auf Java, der um das Jahr 800 errichtet wurde und mitten im Urwald lange Zeit in Vergessenheit geraten war. Es waren britische und niederländische Forscher, die ihn wieder in den Fokus des Interesses rückten und ihn um 1900 von seiner Vegetationshülle befreiten. Das spirituelle Besteigen des Tempels gleicht einem Gang zu den Anfängen und damit hin zu Erlösung und Erleuchtung. Das Bauwerk weckte großes Interesse, etwa bei dem Ethnologen Bernhard Hagen, der in den Reliefs der Tempelbasis Zeichen der Urtümlichkeit der einstigen Bewohner Javas zu entdecken glaubte, wenn er vermerkt: „Auf welcher niedriger Stufe die Eingeborenen Javas zur Zeit der Hinduinvasion [als der Tempel gebaut worden ist, JT] noch standen, beweist ein Relief an der berühmten Tempelruine von Borobudur, dem grossartigsten der javanischen Bauwerke, auf welchem zwei Eingeborene noch mit Steinäxten abgebildet sind.“ Nach Hagen sei dieser Tempel folglich noch mit urzeitlichen Methoden erschaffen worden. Hagen 1890, S. 10. Vgl. ferner Pleyte 1887 und Leemans 1872, S. 534.

125 Dubois 1892, S. 10–14.

erectus¹²⁶ – aufrecht gehender Affenmensch – umbenannte und ihn damit näher an den Menschen als an den Affen heranrückte.¹²⁷ Seiner neuen Publikation fügte Dubois zudem detaillierte Abbildungen der Funde bei: Die Kalotte gibt er fotografisch in halber Originalgröße in Auf- und Seitenansicht sowie im Vergleich zu den gleichen Ansichten eines Schimpansenschädels wieder. Nach eigenen Zeichnungen mit der Camera lucida zeigt er auf einer weiteren Tafel den Oberschenkelknochen des Pithecanthropus in drei Ansichten und zwei Details sowie den Backenzahn in Auf- und Seitenansicht (**Abb. 17**).

Dubois' Entdeckung sorgte für große Diskussionen¹²⁸ und tut es in Anbetracht aktueller Restitutionsforderungen Indonesiens aus dem Jahr 2022 noch heute.¹²⁹ Zahlreiche wissenschaftliche Publikationen zum Thema erschienen damals. Das Problem war jedoch, dass sein sensationeller Fund lediglich aus zwei Knochen und einem Zahn bestand und damit einer breiten Öffentlichkeit in seiner Bedeutung kaum vermittelbar war. Zur Weltausstellung 1900 in Paris forderte die niederländische Kommission Dubois daher auf, eine Statue des in Java gefundenen Urmenschen für den Pavillon von Niederländisch-Indien anzufertigen.¹³⁰ Die visuell attraktivere Vermittlung in Form einer Rekonstruktion sollte vor dem Hintergrund des Wettstreits der Nationen dazu dienen, die menscheitsgeschichtliche Relevanz dieser Entdeckung für jeden evident zu machen.

Obwohl die Resonanz auf seine Funde enorm war, geschah Dubois' eigenen Erinnerungen zufolge erst einmal lange nichts: „Drei Wochen vorher schließlich habe ich einen Bildhauer beauftragt. Selbst habe ich lange Zeit Unterricht in plastischer Anatomie gegeben.“¹³¹ Es entstand dann – letztlich von seiner eigenen Hand¹³² – eine lebensgroße, farblich gefasste Gipskulptur eines aufrecht stehenden männlichen Vertreters des Pithecanthropus erectus (**Abb. 18 u. Abb. 19**).¹³³ Im deutlichen Gegensatz

126 Dubois 1894, S. 1, siehe Anmerkung 1.

127 Zu den Gradwanderungen zwischen Mensch und Tier bzw. Mensch und Affe in kulturwissenschaftlicher Perspektive sowie dem Ringen der Anthropologie um ihren Untersuchungsgegenstand, vgl. Engelmeier 2016.

128 Theunissen 1985, S. 114–127.

129 Die Autorin Nina Siegal stellte vor diesem Hintergrund zurecht die hochspannende Frage *Who Owns Prehistory?* in ihrem Artikel in der *New York Times* vom 09.11.2022, in dem sie die Dekolonialisierung naturhistorischer Museen diskutiert.

130 vgl. Dubois, Eugène. Tagebucheintrag vom 13.02.1931 (im Archiv des Museum Naturalis Biodiversity Center, Leiden).

131 „Tenslotte 3 weken voor den tijd ben ik met een beeldhouwer aan de gang gegaan. Zelf heb ik lang les gegeven in Plastische anatomie enz.“ Dubois, Eugène. Tagebucheintrag vom 13.02.1931 (im Archiv des Museum Naturalis Biodiversity Center, Leiden).

132 Dubois 1902, S. 237–241. Dass Dubois die Figur selber gefertigt hat, übergehen die meisten Autoren wie etwa Moser 1998, S. 139 f.

133 Im Gegensatz zu anderen Urmenschrekonstruktionen wurde im Falle der Skulptur Eugène Dubois großer Wert auf ihren Erhaltungszustand gelegt. Das Naturalis Biodiversity Center in Leiden,

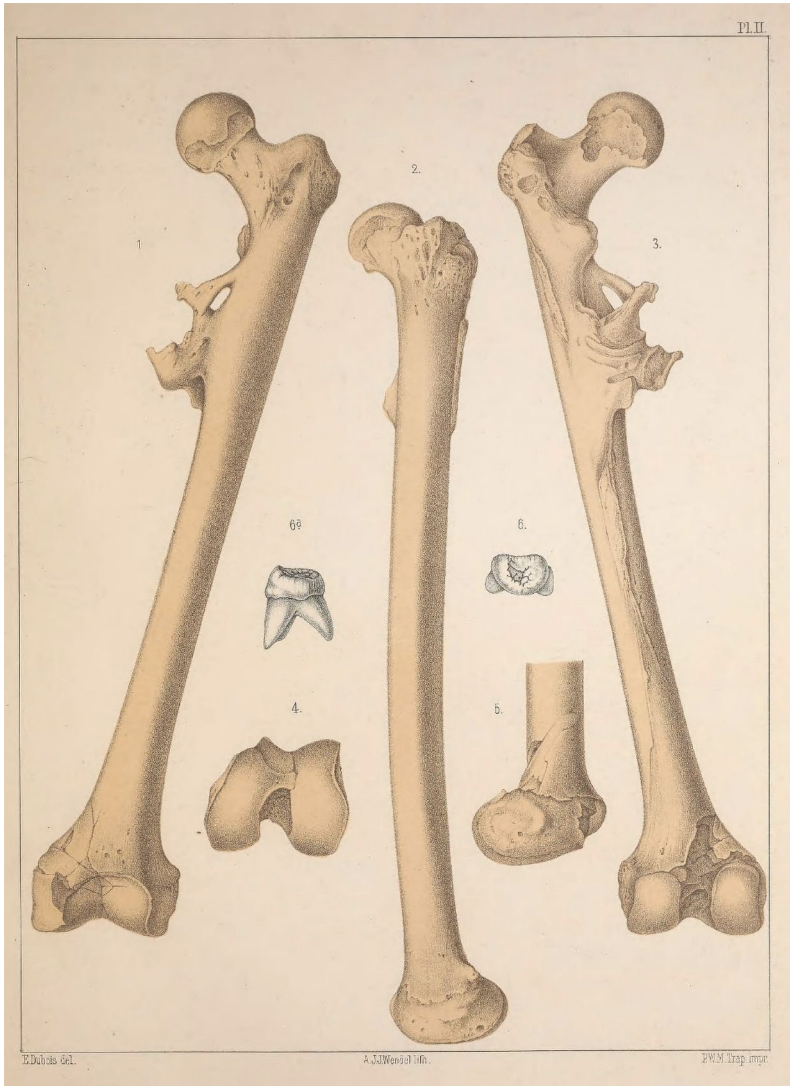


Abb. 17 Funde in Java nach Zeichnungen von Eugène Dubois, in: Dubois (1894) 1915, Taf. II.



Abb. 18 Detail der Skulptur des *Pithecanthropus erectus* von Eugène Dubois nach der Restaurierung im Jahr 2021 im Naturalis Biodiversity Center, Leiden, © Biodiversity Center Leiden.



Abb. 19 Eugène Dubois Skulptur des Pithecanthropus erectus im Pavillon von Niederländisch-Indien auf der Weltausstellung 1900 in Paris, © Biodiversity Center Leiden.

zu seinen Zeitgenossen griff Dubois bei der Ausführung aber nicht auf Indigene unterschiedlicher Herkunft zur Ergänzung der anatomischen Leerstellen zurück. Vielmehr notiert er: „Für den Körper habe ich mich selbst und meinen Sohn als Modell hergenommen.“¹³⁴ Möglicherweise war dies schlicht der knappen Zeit geschuldet, von der Dubois selbst berichtet. In jedem Fall bringt der Umstand, dass der Wissenschaftler den eigenen Körper wie auch den seines männlichen Nachkommens zur Grundlage der Gestalt des Java-Menschen machte, eine bemerkenswerte Inversion mit sich: So wie phylogenetisch Dubois von diesem Urmenschen abstammt, so stammt das Bild dieses Urmenschen ikonographisch von Dubois ab. Die Metapher des Zeugungsakts, die seit der Frühen Neuzeit immer wieder auf den Prozess der Kunstschöpfung appliziert wurde,¹³⁵ geht demnach in Bezug auf Dubois Kreation voll auf.

Präsentiert auf einem quadratischen Sockel, der die Inschrift „Pithecanthropus erectus“ trägt, fallen an der Skulptur drei Dinge unmittelbar auf: die enorme Länge der Extremitäten, die großen Hände und Füße und vor allem der stark affenähnliche Kopf. Ihre erhöhte Position zwingt die Betrachtenden zu ihr aufzublicken. Ruhig und fokussiert schauen die aufgemalten Augen des Pithecanthropus auf das in der Hand befindliche Knochenstück. Der dunkle Teint sollte die niedrige Entwicklungsstufe des Wesens unterstreichen, denn für Dubois waren: „le brun et le noir [...] les couleurs ordinaires de la peau et des poils chez les anthropoïdes et les races humaines inférieures.“¹³⁶ Der Kopf ist insgesamt geprägt von einer starken Stirnwulst, sehr breiten Nasenflügeln und einer pongoiden Mundpartie. Das verkürzte Haupt ruht auf einem stämmigen Hals. Der sich anschließende, leicht behaarte Oberkörper ist kräftig gebaut und wird von Muskeln definiert. Die langen Beine bilden einen klassischen Kontrapost und finden Halt auf großen, langen und platten Füßen, die ostentativ mit einem opponierten großen Zeh ausgestattet sind. Der Blick auf das Geschlecht ist freigegeben, wobei die Figur auf der Weltausstellung mal als „peu vêtu“¹³⁷, mal als „naturellement nu“¹³⁸ beschrieben wurde. Auf einer Fotografie, die im Archiv des Museum Naturalis Biodiversity Center in Leiden verwahrt wird, ist sie jedenfalls gänzlich unbekleidet an ihrem Aufstellungsort im niederländisch-indischen Pavillon zu sehen (**Abb. 19**).

bzw. das Team um Natasja den Ouden, hat sie kürzlich nicht nur aufwändig restauriert, sondern mittels 3D-Drucker eine lebensgroße Kopie erstellt. Hier wurde folglich viel unternommen, damit dieses Bild nicht ausstirbt, um mit Mitchell zu sprechen, vgl. Mitchell 1998, S. 105 f.

134 „Voor het lichaam nam ik mijzelf an mijn zoontje als model.“ Vgl. Dubois, Eugène. Tagebucheintrag vom 13.02.1931 (im Archiv des Museum Naturalis Biodiversity Center, Leiden)

135 Pfisterer 2014.

136 Dubois 1902, S. 7.

137 *Bavardage*, in: *Le Radical*, 12.10.1900, S. 1.

138 Case, Jules: *Le premier homme*, in: *Le Gaulois*, 23.10.1900, S. 1.

Es wurde somit besonderer Wert daraufgelegt, die Skulptur als Bindeglied zwischen Affe und Mensch zu inszenieren. Anatomisch sollte sie dem Affen nahestehen.¹³⁹ Die Nähe zum Menschen hingegen suggeriert zum einen der aufrechte Gang. Ganz anderes wäre der Eindruck, würde die Figur etwa am Boden sitzen und dort einer Beschäftigung nachgehen, wie es in der Ikonographie des Urmenschen nicht unüblich war. Darüber hinaus verweisen das Stück Hirschhorn in der rechten und das zweite, jeden Moment zu Boden fallende Hornstück in der linken (herabhängenden) Hand auf die Verwandtschaft zum Menschen.¹⁴⁰ Bringt man das Stück in der rechten Hand mit dem Steinsplitter zu den Füßen der Figur in Verbindung, entsteht der Eindruck, dass es soeben mit diesem simplen Steinwerkzeug von einem Hirschgeweih abgetrennt wurde. Die Betrachtenden bekommen den Urmenschen also genau in dem Moment zu sehen, in dem er sich der großen Errungenschaft der Herstellung einer Waffe („arme primitive“), die er wie einen Dolch („en guise de poignard“)¹⁴¹ vor den Körper hält, Gewahr wird. Diesen Entwicklungsschritt habe letztlich die Naturform des Geweihs selbst angeregt: „Il est très probable que les cornes de cerf [...] formaient une arme déjà préparée par la nature, et devaient faire naître l'idée de s'en servir.“¹⁴² Ihn zu vollziehen war dennoch entscheidend für den weiteren Verlauf der Menschheitsgeschichte, was die Inszenierung der Skulptur eindrucksvoll unterstrich: Versucht man dem Pithecanthropus von unten in die Augen zu schauen, rückt der Geweihdolch unweigerlich in die Blickbahn. Sein handwerkliches Produkt steht am Beginn einer langen Produktionskette, die im industriellen Zeitalter der Betrachtenden ihren vorläufigen Höhepunkt gefunden hatte. Dass diese Assoziation durchaus gewünscht war, unterstreicht im Übrigen der erste Ausstellungsort, an dem die Statue zu sehen war. Vor Paris zeigte sie Dubois nämlich für einen kurzen Zeitraum im Museum für industrielle Kunst in Haarlem (heute: Teylers Museum Haarlem), das seinerzeit als Wunderkammer der technischen Errungenschaften des Menschen bestaunt wurde. Pat Shipman vermutet, Dubois habe auf dieser kleineren Bühne die Reaktionen des Publikums austesten wollen, bevor er seine Kreation der kritischen Weltöffentlichkeit präsentierte.¹⁴³ Tatsächlich jedoch definierte die Skulptur gerade in diesem Szenario einen Nullpunkt, von dem aus sich die weitere Entwicklung des Homo Faber ideal darstellen ließ.

139 Vgl. dazu auch Theunissen 1985, S. 98: „We can see this most clearly in his change of opinion on the limbs, which he had described as fully human in 1894.“

140 Auf der Fotografie der Figur auf der Weltausstellung befindet sich zwar etwas auf dem Sockel, allerdings kann es nicht genauer bestimmt werden, möglicherweise ist es besagter Steinsplitter. Zu Letzterem notiert Dubois: „À ses pieds il y a un éclat d'une pierre dont il s'est servi pour se créer son arme primitive.“ Vgl. Dubois 1902, S. 8.

141 Dubois 1902, S. 7f.

142 Dubois 1902, S. 8.

143 Vgl. Shipman 2001, S. 322.

Als die Statue dann in Paris gezeigt wurde, stellte Dubois' Sohn sogleich scherzhaft fest: „Not my face!“¹⁴⁴ Tatsächlich aber hatte gerade der Kopf besondere gestalterische Herausforderungen mit sich gebracht.¹⁴⁵ Außerdem muss er viel Kritik provoziert haben, wie Eugene Dubois' Text zu seinem Werk vermuten lässt. Dieser unter dem Titel *Données justifications sur l'essai de reconstruction plastique du Pithecanthropus erectus* veröffentlichte Beitrag liest sich wie eine Rechtfertigung seiner Entscheidungen, besonders den Kopf der Skulptur betreffend. Er hebt hierbei hervor, dass seine Maßnahmen keineswegs auf Phantasievorstellungen beruht hätten, und erklärt ausführlich etwa die dünnen Lippen oder den spärlichen Bartwuchs des Java-Menschen.¹⁴⁶ Dass er sich zu solch kleinlichen Beschreibungen genötigt sah, impliziert die große Skepsis, mit der die Fachwelt derartigen Rekonstruktionen begegnete, selbst wenn man geneigt war, den *Pithecanthropus* allgemein als Missing Link und nicht als Laune der Natur anzuerkennen. Die Ansprüche steigen folglich mit anspruchsvollen Visualisierungen. Dies zeigt beispielsweise auch die Reaktion von Léonce Manouvrier, da er über Dubois' Figur urteilte: „Modeler une figure d'ensemble du Pithecanthropus, c'est une tentative un peu hardie. Mais cette figure euet été fort instructive et édifiante pour le public qui se presse autour d'elle, si une étiquette suffisamment explicite eût exposé aux visiteurs la découverte des ossements fossiles de Trinil, leur signification et la part d'hypothèse entrant dans la reconstruction présentée.“¹⁴⁷ Die Figur würde ferner die Originalfunde diskreditieren und er und seine Kollegen würden bedauern, so resümierend, dass sie dem Publikum vorgeführt worden sei.¹⁴⁸

Neben der wissenschaftlichen hatte die Skulptur auf der Weltausstellung aber auch eine allgemeine Öffentlichkeit, die ihr laut Dubois „viel Interesse“ entgegenbrachte.¹⁴⁹ Mit Ludwig Wilser etwa fand sich ein Besucher, den es „fast ungestüm drängte“, zu ihr zu gelangen, und der bei seiner ersten Begegnung mit ihr eine gemischte Reaktion beim Publikum vorfand. So notiert er, dass ihm „plötzlich von fern eine braune Gestalt entgegen leuchtete, durch die Reihen der teils neugierigen, teils teilnahmslosen Besucher“ habe er „endlich unseren vielberufenen Stammvater leibhaftig vor“¹⁵⁰ sich stehen sehen. Die öffentliche Wahrnehmung der Figur offenbart, dass es selbstredend nicht um das Objekt in der Hand und die tiefere Botschaft der Skulptur ging. Vielmehr war es der *Pithecanthropus* selbst, der erst eine verstörende und sodann eine berührende Wirkung

144 Dubois 1957, S. 207, zit. nach: Shipman 2001, S. 322.

145 Dass viele unzufrieden mit dem Haupt der Skulptur gewesen seien, vermerkt er auch in seinem Tagebuch, vgl.: Dubois, Eugène. Tagebucheintrag vom 13.02.1931 (im Archiv des Museum Naturalis Biodiversity Center, Leiden).

146 Dubois 1902, S. 6f.

147 Manouvrier 1901, S. 103f.

148 Manouvrier 1901, S. 104.

149 Dubois, Eugène. Tagebucheintrag vom 13.02.1931 (im Archiv des Museum Naturalis Biodiversity Center, Leiden).

150 Wilser 1907, S. 68.

auf die Betrachtenden entfaltete. „Un Parisien“ gibt auf dem Titelblatt der Zeitung *Le Radical* vom 12. Oktober 1900 einen Eindruck von seiner Wahrnehmung: „J’entre au pavillon des Indes néerlandaises, où je m’esbaudis devant les admirables statuettes des dieux, déesses, prêtres et prêtresses, princesses et almées du panthéon javanais, quand tout à coup je tombe en arrêt devant un personnage de haute taille, perdu, hélas! dans un coin de la salle, peu vêtu et d’aspect assez menaçant.“¹⁵¹ Nachdem er sich also an all den bewundernswerten Statuen des niederländisch-indischen Pavillons erfreut hatte, begegnete er plötzlich einer hochgewachsenen, spärlich bekleideten und bedrohlichen Gestalt, die sich in eine Ecke des Raumes verirrt hatte. In anderen Blättern des Jahres wird der Pithecanthropus auch als unharmonischer „Hercule informe“¹⁵² bezeichnet, der „gigantesque“¹⁵³ – ein „immense singe de deux mètres cinquante de haut“¹⁵⁴ – gewesen sei und sein Dasein „un peu dans l’ombre“ des Pavillons fristen würde.¹⁵⁵ Die Begleitung des „Parisien“ habe sogleich trocken bemerkt: „C’est étonnant [...] comme il te ressemble!“ Zunächst von dem Scherz amüsiert, stellte sich beim Autor jedoch im nächsten Moment ein unerwartetes „sentiment de vague vénération“ ein, denn der Vergleich erschien ihm plötzlich so plausibel, dass er die Figur am Schluss des Artikels gar gerührt als „papa Pithèque“ bezeichnete.¹⁵⁶

Das Urteil der Betrachtenden wird sich noch häufiger zwischen den Polen von Ablehnung und Anziehung bewegt haben. In jedem Fall legen die hier zitierten Zeitungsberichte nahe, dass die Besucherinnen und Besucher eine verwandtschaftliche Beziehung zu diesem so urtümlich wie exotisch anmutenden Wesen empfinden konnten. Diese Figur „présente donc à nos yeux d’ignorants tous les caractères de l’humanité incomplète et colossale en même temps, elle nous émeut sans trop nous étonner“,¹⁵⁷ wie es Jules Case in seinem Artikel *Le premier homme* so zutreffend formulierte. Tatsächlich hatte Dubois mit seinem Pithecanthropus ein Objekt geschaffen, das seinerzeit die Relevanz der Funde in Java öffentlichkeitswirksam zur Schau stellte, auch wenn seine Bedeutung als Nullpunkt der Technikgeschichte vom Publikum offenbar kaum wahrgenommen wurde. Und auch heute ist die Skulptur bedeutsam geblieben, gibt sie doch als Projektionsfläche Auskunft über die Vorstellungen und Vorurteile, die ihren Schöpfer im Prozess ihrer Kreation angeleitet haben. Als Anschauungsmaterial in einem kolonialen Pavillon der Niederlande wurde zudem die nationale Zugehörigkeit dieses Urmenschen klar markiert – sie ist die bildgewordene Kolonisierung des Ursprungs.

151 *Bavardage*, in: *Le Radical*, 12.10.1900, S. 1.

152 Case, Jules: *Le premier homme*, in: *Le Gaulois*, 23.10.1900, S. 1.

153 *Le Pithecanthropus*, in: *Le petit Caporal*, 15.10.1900, S. 1.

154 *A l’exposition*, in: *Le Soir*, 20.05.1900, S. 2.

155 Harlor: *La semaine artistique*, in: *La Fronde*, 30.10.1900, S. 2.

156 *Bavardage*, in: *Le Radical*, 12.10.1900, S. 1.

157 Case, Jules: *Le première homme*, in: *Le Gaulois*, 23.10.1900, S. 1.

1.3 Keine Affenluft in Berlin. John Lubbock, Rudolf Virchow und die Ausstellung der BGAEU 1880

„Wenn wir diesen quaternären, fossilen Menschen [...] studieren, so finden wir immer wieder einen Menschen, wie wir es auch sind. Noch vor zehn Jahren, wenn man etwa einen Schädel im Torfe fand oder in Pfahlbauten oder in alten Höhlen, glaubte man, wunderbare Merkmale eines wilden, noch ganz unentwickelten Zustandes an ihm zu sehen. Man witterte eben Affenluft. Allein das hat sich allmählich immer mehr verloren. Die alten Troglodyten, Pfahlbauern und Torfleute erweisen sich als eine ganz respectable Gesellschaft.“¹⁵⁸

Was der Mediziner, Anthropologe und Urgeschichtsforscher Rudolf Virchow¹⁵⁹ im Rahmen eines Vortrags über *Die Freiheit der Wissenschaften im modernen Staatleben* im Jahre 1877 konstatierte, deutet bereits darauf hin, dass er der Abstammungslehre Darwins, Haeckels und letztlich auch Dubois' überaus skeptisch gegenüberstand. Zwar sei der Darwinismus „ein höchst befruchtender Gedanke“¹⁶⁰, gänzlich akzeptieren konnte Virchow die Thesen des britischen Naturforschers allerdings nie. Diese Haltung kam auch zum Ausdruck, als man ihn um eine Expertise zu den mutmaßlich fossilen Menschenknochen aus dem Neandertal bat. Virchow bestritt, dass es sich bei dem Neandertaler um einen „primitiven“ Urvorfahren des heutigen Menschen handeln würde.¹⁶¹ Ebenso wenig stimmte er der Auffassung zu, im Pithecanthropus ein Missing Link in der Entwicklung des Menschen zu erkennen.¹⁶² Frühe Funde wie diese bargen aus seiner Sicht zu viele Risiken und Ungewissheiten. Seine Aufmerksamkeit galt daher der jüngeren Urgeschichte, aus der ungleich mehr Forschungsmaterial vorlag. In der von der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin (BGAEU) organisierten *Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands* (5.–21. August 1880), die Virchow selbst mitorganisiert hatte, wurde dieses Material in einem bis dato unvergleichlichen Umfang präsentiert: Tausende prähistorische Steinwerkzeuge waren dort zusammengetragen und in eine museale Ordnung überführt worden – ausgehend von der durch den britischen Anthropologen John Lubbock eingeführten These, dass der Urmensch aus seinen Werken heraus am besten zu verstehen sei.

Im Folgenden wird dieser Gedanke Lubbocks, der entscheidenden Einfluss nicht nur auf die Ausstellungsmacher, sondern generell auf weite Teile der internationalen

158 Virchow 1877, S. 30.

159 Vgl. ausführlich zur vielschichtigen Persönlichkeit Virchows: Schönholz 2013.

160 Virchow 1887, S. 114.

161 Die Einstellung Virchows zum Darwinismus lässt sich besonders in einem Streit mit Ernst Haeckel erkennen: Vgl: Zigman 2000, S. 263 ff.

162 Shipman 2001, S. 278 f.

Urgeschichtsforschung hatte, genauer beleuchtet werden. Welche Thesen brachte Lubbock ein und warum stießen diese auf so großen Anklang? Diese Fragen lassen sich – wie zu zeigen sein wird – am besten durch einen Blick auf die in seinen Bänden herangezogenen Bildbeispiele beantworten. Die großangelegte Ausstellung Virchows und seiner Mitstreiter wird im Anschluss thematisiert werden. Warum genau und vor allem auf welche Weise zeigte man dort die urzeitlichen Objekte und aus welchen Quellen speiste sich der Bestand? Der zweite Teil dieses Unterkapitels wird sich diesen und weiteren Punkten widmen.

Welche Quellen führen zur exakten Vorstellung vom Leben in der Urgeschichte? Diese Frage leitete John Lubbock in seiner erfolgreichsten Publikation *Prehistoric Times, as illustrated by ancient remains, and the manners and customs of modern savages* (2 Bde., 1865).¹⁶³ Bis 1913 erfuhr dieses Standardwerk der Urgeschichtsforschung im Englischen sieben Auflagen und wurde unter anderem ins Deutsche und Französische übersetzt. Dies lag sicherlich auch am Renommee des Autors, den man wegen seines großen Netzwerks und seiner Reisen zu sämtlichen Fundorten und relevanten Museen als Autorität anerkannte.¹⁶⁴ Doch auch für sich genommen hatte das Buch viele Vorzüge: Konsequenterweise wurde hier die Vorzeit durch Seitenblicke auf das Verhalten naturnahlebender Gesellschaften rekonstruiert – eine Methode, die sich bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts etwa bei Antoine-Laurent de Jussieu findet¹⁶⁵ und die die Urzeitforschung noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein prägen sollte.¹⁶⁶ Zweitens etablierte der Autor mit diesem Buch die Unterteilung der Steinzeit in zwei Perioden: das Paläo- und Neolithikum. Und drittens – hier wird Virchow mit seiner Ausstellung anknüpfen – formulierte Lubbock die wirkmächtige These „the men of past ages are to be studied principally by their works“.¹⁶⁷ Der Blick wurde damit natürlich auf die zu Tausenden überlieferten Steinwerkzeuge gerichtet. Doch nicht nur das, zeugen doch die Wohnungen der Urmenschen „von ihrer Lebensweise, ihre Gräber von ihren Todten, ihre Befestigungswerke von ihrer Vertheidigungsart, ihre Tempel von ihrem Gottesdienste, ihre Geräthschaften von ihren Bedürfnissen und ihre Geschmeide von ihrer Art sich zu schmücken!“¹⁶⁸ Vor allem vier Quellen erschienen ihm besonders vielversprechend: Tumuli (Grabhügel), die Schweizer Pfahlbauten, die Kjökkenmöddinger (prähistorische Abfallhaufen aus

163 Zu Lubbocks *Prehistoric Times* vgl. Trigger 1989, S. 114–118.

164 Vgl. Patton 2007.

165 De Jussieu vergleiche die Steinwerkzeuge von *native Americans* mit jenen „Blitzsteinen,“ die man in Europa fand. Er schloss daraus, „dass unser Continent im Alterthum von Wilden bewohnt worden sei, welchen die gleichen Bedürfnisse bei dem Mangel an Eisen die gleiche Industrie auferlegt haben.“ Antoine-Laurent de Jussieu zitiert nach Rauber 1884, S. 19.

166 Eine Praxis, die – wenngleich deutlich reflektierter – partiell auch heute noch angewandt wird. Martin Porr etwa vergleicht australische Felsenkunst und paläolithische europäische Kunst, vgl. Dennell/Porr 2013, Porr 2018 oder zuletzt Porr/Matthews 2020.

167 Lubbock 1865, S. 2.

168 Lubbock 1874, S. 2.

Essensresten) und Knochenhöhlen.¹⁶⁹ Es ist interessant, dass John Lubbock, der selbst eine umfangreiche Sammlung von prähistorischen Steinwerkzeugen besaß, zwar in dem Buch keine Rekonstruktionen im Sinne von Lebensbildern des Urmenschen aufgenommen hatte, allerdings in seinem Haus in Kent zahlreiche derartige Bilder hingen.¹⁷⁰ Lubbock beauftragte den britischen Illustrator Ernest Griset, 20 urzeitliche Rekonstruktionen, beispielsweise mit Mammutjagdsszenen, anzufertigen.¹⁷¹

Zentral ist das vierte Kapitel von *Prehistoric Times*, das eigenwilligerweise nach der Besprechung der Bronzezeit und ihrer Geräte auftaucht: „Der Gebrauch der Steine in alten Zeiten.“¹⁷² Dass man derartig viele Feuersteinobjekte in Europa fand, offenbarte für den Autor zunächst ganz schlicht: Sie müssen zu Urzeiten bedeutsam gewesen sein.¹⁷³ Er konzentrierte sich auf den Bestand in dänischen Museen, den er aus eigener Anschauung kannte, und stellte zunächst den außergewöhnlichen Umfang des Materials heraus. Die Gesamtmenge „der verschiedenen Steinwerkzeuge der dänischen Privat- und Provinzial-Museen“ belief sich demnach auf 30.000 Objekte.¹⁷⁴ Allein in Kopenhagen befanden sich nicht weniger als 1070 Steinäxte. Vor dem Hintergrund des reichen Materials ging man gar so weit, die steinzeitlichen Küchenabfallhaufen (Kökkenmöddinger) einfach im Museum „aufzuschütten“, statt die darin enthaltenen Objekte zu trennen und nebeneinander in Vitrinen zu präsentieren.¹⁷⁵ Einen Eindruck von der Vielfalt der gefundenen Steinobjekte vermittelt dann auch die erste von drei Bildtafeln der *Prehistoric Times* (**Abb. 20**). Zwölf Steinwerkzeuge aus Dänemark, Frankreich und Irland sind dort versammelt. Die Leserschaft hätte in diesen nur mehr oder weniger bearbeitete Steine erkannt. Lubbock jedoch lieferte die entsprechenden Provenienzen mit und erklärte die oft unscheinbaren Objekte zu Axt, Säge, Dolch, Meißel, Span oder Schleuderstein. Außerdem fordert die Anordnung der Bilder zum Vergleich auf: Die dänische (2) und die französische (10) Axt etwa sind übereinander angeordnet. Erstere zeigt einen mit Loch für einen Griff und

169 Lubbock 1874, S. 72 f.

170 Murray 2009, S. 489.

171 Murray 2009, S. 489. Murray merkt an, dass Griset zuvor Greenwoods *Legends of Savage Life* aus dem Jahr 1867 illustriert habe, ein Buch, das die ganze Bandbreite rassistischen Humors offenbart, etwa wenn lebensbedrohliche Situationen, in denen sich *People of Color* befanden, karikiert wiedergegeben werden, vgl. Greenwood 1869, S. 10.

172 Lubbock hat sein Werk aus zuvor publizierten Aufsätzen zusammengesetzt, was die additive Struktur des Buches zur Folge hat.

173 Lubbock 1874, S. 70. Interessant ist auch, dass sich ein Großteil der abgebildeten Steinobjekte im privaten Besitz Lubbocks befanden, wie er selbst vermerkt. Er schrieb also weitgehend über die eigene Sammlung, was ihn in die privilegierte Situation versetzte, die uneingeschränkte Deutungshoheit über seine Objekte reklamieren zu können.

174 Lubbock 1874, S. 71.

175 Etwa im Museum nordischer Altertümer Kopenhagens und im geologischen Museum der Universität Kopenhagen, vgl. Büchner 1869, S. 54.

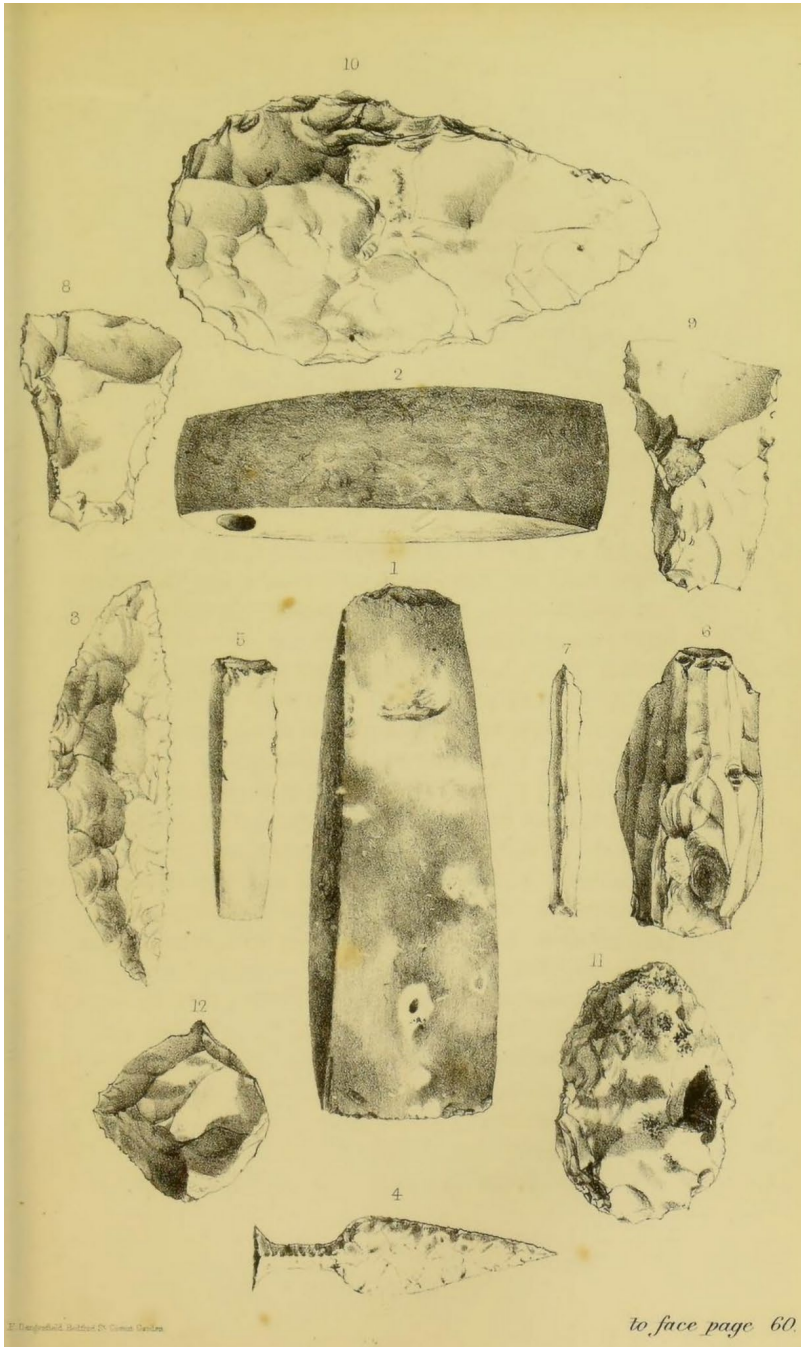


Abb. 20 Diverse Feuersteinwerkzeuge, in: Lubbock 1865, zwischen S. 60 u. 61, Taf. I.



Abb. 21 Australische Feuersteinproduktion, in: Lubbock 1874, S. 82, Fig. 92.

glatter Oberfläche präparierten Stein, Letztere das formschöne französische Pendant, das einer ganz anderen Herstellungsweise entstammt. Diese wird im Bild durch den bereits angeschlagenen Steinknollen (6) und einem von ihm abgeplatzten Span (7) veranschaulicht.

Auch in seinem Text geht der Brite über das hinaus, was in den Museen seinerzeit vermittelt werden konnte: Er konzentriert sich auch hier auf die Technik, die Herstellungsweise der Gegenstände und visualisiert diese durch Bildvergleiche. Die Schwierigkeit, Feuersteine selbst zu schlagen, wird dabei besonders betont.¹⁷⁶ Viel wichtiger als der Selbstversuch war jedoch der Blick auf rezente Indigene, auf jene also, die Claude Lévi Strauss 1962 als *kalte Gesellschaften* bezeichnete.¹⁷⁷ Dies illustriert die Darstellung eines nordamerikanischen Steinmessers sowie eine Szene, die nackt am Boden hockende *native Australians* bei der Werkzeugproduktion zeigt (**Abb. 21**). Nordamerikaner*innen und vor allem Australier*innen attestierte man damals eine besonders niedrige Entwicklungsstufe. So erklärt sich der besonders diffamierende Charakter der Darstellung, die den Blick auf das Geschlecht unverhohlen freigibt. Für Lubbock jedenfalls eröffnete das Studium dieser naturnahlebenden Menschen ein Fenster in die eigene Vergangenheit. Aus dem sicheren Gefühl der Überlegenheit der eigenen Kulturstufe richtete sich sein Blick auf die indigenen Gesellschaften seinerzeit, die ihm Auskunft über das Leben des Urmenschen geben sollten. Das Bild, das

176 Lubbock 1874, S. 78 f. Es wurden in der Forschung demnach schon zu einem frühen Zeitpunkt die Ergebnisse von Eigenversuchen mitgedacht. Vgl. dazu das dritte Kapitel der vorliegenden Studie.

177 Strauss 1981, S. 270.

er von diesem zeichnete, erhielt so unwillkürlich einen starken kolonialen Einschlag. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der Kolonialreiche die Ressourcen fremder Länder ausbeuteten und sich ihre Einwohner Untertan machten, wird in dieser Zeit die Lebenswelt des Urmenschen vor dem Hintergrund rassistischer Denkmuster und eines normativen eurozentrischen Weltbildes rekonstruiert.¹⁷⁸ Besonders in der vermeintlichen Schwellensituation bestimmter, weniger stark bis kaum industrialisierter Gesellschaften meinte man Parallelen erkennen zu können: So wendet der Ethnologe Bernhard Hagen seinen Blick etwa auf die Bewohner Papuas und setzt den Vorgang des Kolonialisierens mit der Errungenschaft neuer Kulturstufen zur Steinzeit gleich, wenn er notiert: „Doch auch für den Papua ist jetzt das Ende seiner Steinzeit herangekommen.“ Die Unmittelbarkeit, mit der der neue Werkstoff Eisen eingeführt worden ist, bezeichnet Hagen als „einen ungeheuren Salto mortale“ und vermerkt fatalistisch weiter: „Der neolithische Steinmensch prallt hier direkt mit unserer elektrischen fin de siècle Kultur zusammen; er hat den Leistungsdraht des hochgespannten Stromes derselben berührt und diese Berührung wird wohl, fürchte ich, für ihn eine tödlich sein.“¹⁷⁹

Rudolf Virchow stimmte den Thesen Lubbocks, der wie er Mitglied der BGAEU war, zu. In seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe der *Prehistoric Times* (1874) heißt es: „Um dasjenige zu verstehen, was die prähistorische Forschung zu Tage fördert, [...] um daraus Menschen der Urzeit in ihrem körperlichen und geistigen Verhalten, ihren Sitten und Gebräuchen, ihrem Wissen und ihren Vorurtheilen wieder zu erschließen, dazu reicht weder der prähistorische Stoff, noch der bloße Scharfsinn des prähistorischen Forschers aus.“¹⁸⁰ Was Virchow an dieser Stelle mit größter Überzeugung vortrug, leitete auch sein Handeln als Mitkurator der BGAEU-Ausstellung zur Urgeschichte Deutschlands im Jahr 1880. „Reicht mir die Schuppe, ich will euch den Fisch konstruieren!“¹⁸¹ Nach genau diesem Motto verfahren die federführenden Köpfe der Ausstellung – Albert Voss, Ernst Friedel und Rudolf Virchow – nicht. Seien solche Vorstellungen erst einmal im Umlauf, so ihre Sorge, fände man nur schwer „den Weg zur Schuppe zurück“.¹⁸² Von Dubois' Unterfangen, dessen Rekonstruktion des Java-Menschen nur auf zwei Knochen und einem Zahn aufbaute, hätten die Ausstellungsmacher also herzlich wenig gehalten. Sie zählten stattdessen auf handfeste Relikte – hauptsächlich Werkzeuge von der frühen Stein- bis zur Eisenzeit. Den „Feuerstein als Kulturträger“ zu verstehen und wertzuschätzen,¹⁸³ wie es Lubbock

178 Die Vorstellungen einer eignen Urgeschichte der *native Americans* oder *native Australians* interessierten Lubbock und auch Virchow hingegen nicht

179 Hagen 1899, S. 278.

180 Virchow in einleitender Vorrede, in: Lubbock 1874, S. V.

181 Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1880, S. 2.

182 Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1880, S. 2.

183 Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1880, S. 1. In *The Descent of Man* geht Charles Darwin darauf ein, dass der auf der ganzen Welt entdeckte, bearbeitete

bereits getan hatte, das war das zentrale Vermittlungsziel der Organisatoren. Es kommen jedoch auch neue Intentionen hinzu, wie im Folgenden dargelegt werden wird.

Bevor klar war, welche Objekte gezeigt werden konnten, wurde erst einmal festgelegt, was nicht ausgestellt werden würde: „Fremdes Material ist von dem Plane ausgeschlossen.“¹⁸⁴ Und so bestand die Ausstellung ausschließlich aus Funden des Deutschen Reiches, die Teil von privaten und öffentlichen prähistorischen, ethnographischen und anthropologischen Sammlungen waren. Insgesamt konnten 206 Leihgeber gewonnen werden (116 öffentliche und 90 private Sammlungen). Mehr als doppelt so viele enthielten sich jedoch zum Unmut Virchows, denn für ganz Deutschland verzeichnete Albert Voss insgesamt 526 Sammlungen (214 öffentliche und 312 private).¹⁸⁵ Den Anspruch auf einen repräsentativen Überblick, der die Ausstellungsmacher antrieb, konnten sie vor diesem Hintergrund nicht wirklich einlösen.

Unterteilt wurde die Schau in acht Sektionen, die sich an den Territorien der Bundesstaaten orientierten und sich vom 5. bis 23. August 1880 über die Räumlichkeiten des Preußischen Abgeordnetenhauses in Berlin erstreckten.¹⁸⁶ In Vitrinen und auf Tischen wurden Objekte wie Knochen, Stein-, Bronze- und Eisenwerkzeuge, Waffen, Schmuck, Tonscherben und Gefäße präsentiert. Diese wurden zunächst regional und in dieser Ordnung dann chronologisch sortiert. Außerdem waren Konvolute aus privaten oder öffentlichen Sammlungen zu sehen, die nicht getrennt werden durften und daher in einem Sonderbereich untergebracht wurden. Zwar ist keine fotografische Gesamtansicht der bestückten Räume erhalten, doch eröffnen der Katalog, Virchows Nachbesprechung und acht opulent publizierte fotografische Alben¹⁸⁷ die Möglichkeit, sich noch heute ein hinreichend präzises Bild von der Schau zu machen. Auf den Bildtafeln, die der Berliner Fotograf Carl Günther dokumentierte, sind verschiedene Papp- oder Holztafeln zu erkennen, auf denen Funde aus Stein, Bronze, Eisen und Ton mit Drähten und Schnüren fixiert wurden. Die Sammlung des Landgerichtsrates Rosenberg nahm, so vermerkt dieser selbst im Katalog der Ausstellung, in den 1850er Jahren auf der Insel

Feuerstein in heutiger Zeit nicht mehr verwendet wird, und schlussfolgert daraus: „Hence there can hardly be a doubt that the inhabitants of these many countries, wick include nearly the whole world, were once in a barbarous condition.“ Vgl. Darwin 1871, S. 176. Der Feuerstein ist bei Darwin nicht Kulturträger, sondern Indikator für eine ubiquitäre, prähistorische Wildheit.

184 Deutsche Anthropologische Gesellschaft 1880.

185 Virchow 1880, S. 264.

186 Die Unterteilung gestaltete sich wie folgt: 1. Ost- und Westpreußen, 2. Pommern und Rügen Abt. I, 3. Pommern und Rügen Abt. II, 4. Posen, Schlesien, Brandenburg, Anhalt, 5. Mecklenburg, Lübeck, Schleswig-Holstein, Hamburg, Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Waldeck, 6. Preuss. Provinz Sachsen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Weimar, Königreich Sachsen, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuss jr. L., 7. Hessen-Nassau, Hessen-Darmstadt, Baden, Württemberg und 8. Bayern.

187 Günther/Voss 1880, Bd. 1–8.

Rügen ihren Anfang.¹⁸⁸ Sich der drögen Natur seiner neolithischen Steinartefakte – „so wenig erfreulich diese sehr unscheinbaren Objecte dem Laien auch erscheinen mögen“¹⁸⁹ – durchaus bewusst, beginnt Rosenberg seinen kleinen Beitrag nicht direkt mit einer Besprechung der Gegenstände, sondern mit der Fundgeschichte bzw. dem aufregenden Entdecken inmitten der besonderen Natur Rügens. Demnach zeigen die Tafeln, hier seien stellvertretend drei Beispiele der Sammlung H. Hoesch aus Bayern vorgeführt, wie nüchtern die Exponate „aus einer Urwohnung bei Pottenstein“¹⁹⁰ dargestellt worden sind (**Abb. 22–24**). Den Fotografien ist zu entnehmen, dass jedem Objekt eine klar definierte Schauseite zugewiesen wurde. Die Artefakte wurden nach potentielltem Verwendungszweck arrangiert, etwa zu Pfeilspitzen, Schmuckgegenständen, Meißeln oder Hämmern auf den Tafeln sortiert. Ihre Anordnung folgte in erster Linie ästhetischen Kriterien wie dem der Symmetrie und der Proportion.¹⁹¹ Die Auswahl der als wichtig eingestuften Gegenstände sollte einen gefälligen Eindruck auf die Betrachtenden machen und damit der für sich genommen wenig ansprechenden Anmutung der einzelnen Objekte entgegenwirken. Zudem sollte die auf rationalen mathematischen Kriterien fußende Ästhetisierung des wissenschaftlichen Befunds, den jede einzelne Bildtafel repräsentiert, dessen Glaubwürdigkeit unterstreichen. Die Schönheit des Bildes hatte für die Wahrheit des Arguments einzutreten. Doch wie überzeugend wirkte die Schau tatsächlich in ihrer Zeit?

Um sich das vor Augen zu führen, ist es vor allem wichtig, ihre vier wesentlichen Ziele in den Blick zu nehmen. Diese lassen sich den Aussagen Rudolf Virchows in seinen Beiträgen im Jahrbuch der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft (1880) entnehmen und stehen in engem Zusammenhang mit der politischen Situation in dieser Phase des 19. Jahrhunderts: An erster Stelle stand die gemeinschaftliche wissenschaftliche Arbeit der Experten mit zahllosen, vielfach unbekanntem Originalen, die im Rahmen dieser Schau an einem zentralen Ort ermöglicht werden sollte. Die Ausstellung war auf dieser Ebene eine Gelegenheit zur Generalinspektion der bekannten urzeitlichen Funde, auch wenn diese – wie bereits erwähnt – nicht im gewünschten Umfang angeliefert wurden. Virchow sprach zu Beginn seines Aufrufs zur Beschickung der Schau den Wunsch aus, durch diese ein „unsichtbares Band von Sammler zu Sammler, von Forscher zu Forscher“ spannen zu wollen,¹⁹² auf dass ein „einheitliches

188 Dass an dieser Stelle die Rosenberg'sche Sammlung aus der Masse herausgegriffen wird, erklärt sich dadurch, dass sie eine der größten Privatsammlungen ihrer Zeit war. Vgl. Voss 1880, S. 338. In dem Katalog ist sie unter der Nr. 8 auf S. 338–366 zu finden.

189 Voss 1880, S. 340.

190 Voss 1880, S. 59 f. In dem Katalog ist die Sammlung H. Hoesch unter der Nr. 21 auf diesen Seiten zu finden.

191 Ein derartiges Ästhetisieren findet sich etwa auch in: Schurtz 1900, S. 330.

192 Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1880, S. 2.



Abb. 22 Bildtafel der Sammlung H. Hoesch, in: Günther/Voss 1880, Bd. 8, S. 23, Taf. 10.



Abb. 23 Bildtafel der Sammlung H. Hoesch, in: Günther/Voss 1880, Bd. 8, S. 25, Taf. 11.



Abb. 24 Bildtafel der Sammlung H. Hoesch, in: Günther/Voss 1880, Bd. 8, S. 27, Taf. 12.

Netz“ für die „fruchtbare Vergleichung“ entstände,¹⁹³ welches die Grundstruktur der Urzeitforschung auf deutschem Boden bilden sollte und in seiner Tendenz zur Vereinheitlichung die Stimmung nach der Reichsgründung im Jahr 1871 aufnahm. Das zweite Anliegen betraf die öffentlichkeitswirksame Präsentation des Materials und die Aufwertung und Abgrenzung der Urgeschichtsforschung als wissenschaftliche Disziplin. In diesem Punkt zeigte sich Virchow zufrieden, wenn er resümiert: „Wir haben die Deutsche Prähistorie selbständig gemacht.“¹⁹⁴ Ferner galt es, den Wert der Objekte und besonders der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ihnen für die Fachwelt, die Politik und die Laien als kulturgeschichtlich bedeutsam in Szene zu setzen.¹⁹⁵ Hier hingegen schienen die Erwartungen der Ausrichtenden nicht erfüllt worden zu sein: „Nur zu oft hörten wir von Besuchern der Ausstellung Urtheile, welche genügend darthaten, dass ihnen das grosse Bild der Vorzeit, welches vor ihnen ausgebreitet war, ein Buch mit sieben Siegeln war.“¹⁹⁶ Die Schuld daran gab Virchow vor allem der letztlich überfordernden Masse an Exponaten,¹⁹⁷ mit der man – so das dritte Ziel der Ausstellung – einen repräsentativen Überblick über Deutschlands Urgeschichte zusammenstellen wollte. Eine nationale Ausrichtung hatte die Schau von Beginn an. Albert Voss wünschte daher im Zuge der Planungen gezielt alle in diesem Zusammenhang relevanten privaten und öffentlichen Sammlungen, um möglichst viele Leihgeber zu gewinnen. Der Aufruf zur Beschickung erbat Objekte von der Stein- bis zur „vollen geschichtlichen Zeit“, was auch damals eine Zeitspanne von mehreren 10.000 Jahren bedeutete.¹⁹⁸ Eine Annäherung an das Material fand durch Sortieren, Auswählen und Ordnen der Objekte statt.¹⁹⁹ Nicht die schönsten und außergewöhnlichsten Objekte sollten vorgeführt werden, sondern „namentlich eine instruktive, übersichtliche Darstellung der für die einzelnen Gegenden eigenthümlichen und für den Gang der Culturentwicklung wichtigen Funde“, um „ein vollständiges Bild von dem vorgeschichtlichen Entwicklungsgange und den sehr mannichfaltigen, die Culturgeschichte entscheidenden Beziehungen der einzelnen Theile unseres Vaterlandes

193 Virchow 1880, S. 263.

194 Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1880, S. 6.

195 Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1880, S. 2 u. 3.

196 Virchow 1880, S. 266.

197 Virchow 1880, S. 267.

198 Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1880, S. 74.

199 Unterteilt wurde hier in vier Bereiche: „I. Funde der Mammuth- und Renthierzeit“, sowie der „paläolithischen Periode, umfassend die ersten Spuren vom Auftreten des Menschen bis zur Zeit des geschliffenen Steines“, „II. Funde aus der Zeit des geschliffenen Steines (neolithischen Zeit), unter Einschluss der Steingeräthe und Steinwerkzeuge der späteren Zeit“, „III. Funde der Metallzeit (Gegenstände aus Metall und verschiedenen anderen Stoffen), umfassend die Periode von den ersten Spuren des Metallgebrauches bis zur vollen geschichtlichen Zeit“ sowie „IV. Vergleichende Schädelausstellung“, vgl. Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1880, S. 71–77.

zu gewähren“.²⁰⁰ Damit wird bereits das vierte übergeordnete Ziel der Ausstellung angesprochen: die Nationalisierung der Urgeschichte zum Zwecke der Konstruktion einer gemeinsamen deutschen Vergangenheit vor dem Hintergrund der jüngsten Reichsgründung.²⁰¹ Doch die Evokation eines verbindlichen kulturellen Erbes, zu dem jeder Bündnispartner einen Beitrag leistete, konnte nicht funktionieren, ohne dass man sich zugleich scharf von anderen Staaten abgrenzte. Direkt zu Beginn seines Rückblicks auf die Ausstellung vermerkt Virchow, dass Bologna, Stockholm, Budapest und Moskau zuvor nationale Ausstellungen gleichen Inhalts organisiert hätten²⁰² – man sei also unter Zugzwang gewesen, eine eigene, größere und bedeutendere Initiative ins Leben zu rufen. Das konnte im Übrigen auch der Politik vermittelt werden: Dafür spricht die Tatsache, dass die preußische Regierung, namentlich Kultusminister Robert Viktor von Puttkamer, das Anliegen unterstützte. „Die nationale Bedeutung des Werkes“, so Virchow ferner, „konnte nicht besser bezeichnet werden, als durch die Uebernahme des Protektorates der Ausstellung durch den Kronprinzen des Deutschen Reiches und durch die persönlichen Besuche der Mitglieder des Kaiserhauses.“²⁰³

Trotz dieser mächtigen Verbündeten war die Ausstellung allem Anschein nach nur ein schwacher Erfolg. Die gesteckten Ziele jedenfalls konnten größtenteils nicht erreicht werden.²⁰⁴ In den Zeitungen fanden keine Besprechungen der Schau statt,²⁰⁵ dem Laien erschloss sich das Bild der Urzeit nicht in gewünschtem Maße und auch der aufwendige Fotokatalog löste keine besondere Resonanz aus. Virchow zeigte sich davon nicht sonderlich überrascht, wenn er knapp notierte: „Wir hatten das befürchtet.“²⁰⁶ Seine Skepsis teilten auch andere Koryphäen der jungen Disziplin, so etwa Moritz Hoernes, der den ersten universitären Lehrstuhl für Urgeschichte in Wien innehatte. Hoernes monierte grundsätzlich, dass „die prähistorischen Denkmäler durchaus ungeeignet“ seien, „durch sich selbst bei Laien Begeisterung zu erwecken“.²⁰⁷ In seinem in drei Bänden erschienenen Überblickswerk *Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa* (1898) heißt es ferner in Bezug auf die Aufstellung der Artefakte in Museen, diese „wirkt, wie man fürchten darf, eher abschreckend als anziehend, und nicht viel anregender sind wohl die nothwendigen, aber höchst nüchternen Fundberichte, aus denen

200 Deutsche Anthropologische Gesellschaft 1880, S. 69.

201 Das Phänomen einer kollektiven Identitätsbildung und auch -sicherung durch Urgeschichtsforschung ist in besonderem Maße für die Schweiz mit ihren zahlreichen Pfahlbauaufunden beobachtet worden: Arburg 2010, S. 127, siehe auch Kaeser 2004, besonders S. 56 ff. Zur Berliner Ausstellung in diesem Zusammenhang: Jessen / Vogel 2003, S. 102.

202 Virchow 1880, S. 261.

203 Virchow 1880, S. 266.

204 Einnahmen und Ausgaben der Ausstellung hielten sich knapp die Waage, vgl. Virchow 1880, S. 268.

205 Virchow 1880, S. 266.

206 Virchow 1880, S. 267.

207 Hoernes 1898, S. IV.

die Literatur dieser Wissenschaft grösstenteils besteht“.²⁰⁸ Ohne einen „Winckelmann, Goethe, Schiller und Herder“ sah man sich vor die Herausforderung gestellt,²⁰⁹ ein Bild vom „unklassischen Europa“²¹⁰ zu zeichnen, mit nicht viel mehr bei der Hand, als haufenweise Steine sowie ein paar Knochen und Zähne. Noch heute ist die von Hoernes aufgeworfene Frage nach der adäquaten und wirkungsvollen Vermittlung in der Ur- und Frühgeschichtsforschung relevant und fordert die Disziplin zu einem fortwährenden Nachdenken über didaktische Konzepte auf.²¹¹ Schon damals jedoch zeichnete sich ab, dass die radikale Hinwendung zum Original keine praktikable Lösung darstellte. Die Methode der Kultur- und Kunstgeschichte etwa eines Jacob Burckhardt, nach der Artefakte Speicher der Kulturstufe ihrer Entstehungszeit sind, die sich wie Dokumente auslesen lassen und Auskunft über historische Entwicklungen oder gar – wie später bei Heinrich Wölfflin und Aby Warburg – Hinweise auf psychogenetische Prozesse und anthropologische Konstanten geben, ließ sich nicht eins zu eins auf die Urgeschichte übertragen. Auch Konzepte archäologischer und kunsthistorischer Museen mit ihrem Schwerpunkt auf den Originalen waren nicht einfach zu übernehmen. Die Disziplin musste im Gegenteil nach einem Mittelweg der visuellen Repräsentation suchen, dessen extremste Pole Dubois’ fast vollständig auf Mutmaßungen beruhende Rekonstruktion des Java-Menschen und Virchows streng objektbasierter Zugang zur Urgeschichte darstellten.

208 Ferner: „Durch löbliche, aber völlig geistlose Gründlichkeit im Detail der Grabungsberichte entfremdet sie sich zugleich immer mehr den Kreisen, auf deren freiwilliger Teilnahme ihre ökonomische Existenz beruht.“ Hoernes 1898, S. IV.

209 Dazu auch Antl-Weiser: „Während über die Antike Winckelmann, Goethe, Schiller und Herder schrieben, waren es im Bereich der prähistorischen Forschungen vor allem Naturwissenschaftler [sic!], die Abhandlungen verfassten.“ Vgl. Antl-Weiser 2008, S. 20.

210 Hoernes 1898, S. IV.

211 Hierauf verweist der von Brigitte Röder, Sabine Bolliger Schreyer und Stefan Schreyer herausgegebene Band *Lebensweise in der Steinzeit: Archäologie in der Schweiz* von 2017, in dem in Zusammenarbeit mit den Illustratoren Anita Dettwiler und Dani Pelagatti von „buntherhund Illustration“ vollkommen neuartige Lebensbilder der Steinzeit geschaffen worden sind.